

Volksstimme

Nº 5 Mai 2023 POLITIK UND KULTUR : ZWISCHENRUFE LINKS 6 €

ERWIN RIESS

Der Stacheldraht ist noch da

Seite 47

SCHWERPUNKT

Wonne, Lust und Liebe
als politische Begriffe

Seite 19

VERONIKA LITSCHEL

Wege, Seite 23





Antifaschist*innen aller Farben sammeln sich am 16. April vor der Villa Vida um sie vor Angriffen durch reaktionäre Fundis zu schützen.

FOTO: LINKS.WIEN

IM BILDE

Hinterm Schutzwall

Am Vormittag des 16. April protestierte ein Häufchen von selbsternannten Kinderschützer*innen gegen eine Veranstaltung in der Villa Vida, dem Café im Erdgeschoss der türkisrosalila Villa auf der Linken Wienzeile. Bei der beanstandeten »Drag Story Hours for Kids« liest die Pädagogin Freya van Kant einem Grüppchen von Kindern und Eltern (diesmal waren es vierzig Kinder) regelmäßig z. B. emanzipatorische Prinzessinnengeschichten vor. Organisiert und ideologisch getragen wurde der Protest der Gegner*innen unter anderem von Martin Rutter, der maßgeblich an den Großdemonstrationen gegen Coronamaßnahmen beteiligt ist. Auch bei diesen sogenannten »MEGA-Demos« ist ein Themenwechsel zu erkennen, man empört sich eben nicht mehr über die staatlichen Versuche, eine Pandemie einzudämmen, sondern verortet eine Indoktrination der vorgeblich schützenswerten Kinder durch die herbeiphantasierte »Globohomo-Bewegung«. Die Bedrohungslage durch derartige

Proteste ist – trotz der geringen Teilnehmer*innenzahl am 16. April – nicht zu unterschätzen. Es kam im Vorfeld zu zahlreichen Gewaltdrohungen, die Kinderveranstaltung musste daher vom Erdgeschoss in den ersten Stock verlegt werden.

Am selben Tag schützten rund tausend Antifaschist*innen die Villa solidarisch vor möglichen Angriffen. Am Nachmittag wurde in der benachbarten Spörlinggasse ein queeres Regenbogenfest mit Drag-Shows und zahlreichen Reden gefeiert. Zum Abschluss sang sogar Conchita Wurst.

Und am Vortag setzten sich die Kinder und Jugendlichen von Change for the Youth (wir haben im April über die Gruppe berichtet) für ihren eigenen Schutz ein, als sie für eine bessere psychische Versorgung demonstrierten – ein Themenfeld, dass von den Rechten vollkommen vernachlässigt wird. Wer ein positives Zeichen gegen die Instrumentalisierung von Kindern und Jugendlichen setzen möchte, kann sich am 3. Juni der nächsten Demo dieser Initiative anschließen. **I**

Tabea Freiler,
Landessprecherin der Jungen
Linken Wien
und Aktivistin
in der KPÖ
Meidling.

Du bist an der Organisation des Erste Mai Fests im größten Wiener Bezirk in Favoriten beteiligt. Seit wann gibt es das und warum in Favoriten?

TABEA FREILER: 2020 gab es aufgrund der Pandemie den ersten Lockdown und der traditionelle Maiaufmarsch musste wegen der Unsicherheit abgesagt werden. Wir dachten uns aber, dass es kurzfristig möglich sein müsste, zumindest ein kleines Fest als Ersatz zu organisieren. Die KPÖ-Bezirksgruppen in Favoriten und Meidling und die Junge Linke in diesen Bezirken haben das übernommen, auch mit der Motivation, dass im traditionellen Arbeiterbezirk Favoriten eine öffentliche politische Präsenz am Ersten Mai sinnvoll sein kann. Inzwischen ist es bereits das vierte Fest und wir hoffen, dass es sich neben dem Maiaufmarsch über den Ring und dem Fest am Siebensternplatz als zusätzliche Tradition etablieren wird. Die SPÖ hat nicht nur am Ersten Mai, sondern jede Präsenz im Bezirk auf der Straße außer vor Wahlen faktisch aufgegeben.

Was sind eure Erfahrungen seither?

TABEA FREILER: Beim ersten Mal gab es noch eine Stänkerei von Angehörigen der Grauen Wölfe, weil kurdische Musik gespielt wurde. Seither ging aber alles friedlich zu. Das Fest gibt neben der KPÖ verschiedenen linken Gruppen die Möglich-



keit, eigene Stände aufzustellen und so an einem breiten linken Fest mitzuwirken. Es wird auch die umliegend wohnende Bevölkerung eingeladen und auf Grund der Nähe der Fußgängerzone kommen Spaziergänger:innen, denn es gibt auch Speisen und Getränke. Und es ergeben sich Gespräche und neue Kontakte zu interessierten Menschen.

Und das diesjährige Fest?

TABEA FREILER: Wir sind vom Keplerplatz zum Reumannplatz übersiedelt, weil der Keplerplatz zu klein geworden ist. Außerdem können wir die dortige Bühne miteinbeziehen. Es traten die Liedermacher Reinhard Sellner und Thomas Hojsa und eine junge Newcomerband auf.

Der politische Teil des Programms wird durch Ansprachen, darunter vom Favoritner Bezirksrat Florian Birngruber, sowie mit Transparenten und Info-Material abgedeckt. Heuer wurde auch die neue Wohnkampagne der KPÖ mit einbezogen. Das Angebot im Rahmen des Volksfestes wurde mit einer Luftburg, Dosenschießen, anderen Kinderprogrammen und mit der Produktion von Zuckerwatte erweitert. Dazu kamen wie immer Schach und ein Bücherflohmarkt. Es waren auch der Gewerkschaftliche Linksblock, KSV-Lili und LINKS eingeladen.

Führen die verschiedenen Veranstaltungen nicht zu einer Zersplitterung?

TABEA FREILER: Wir glauben, dass die Kombination zwischen den traditionellen Formen der Teilnahme am Kampftag der Arbeiter:innenbewegung durch Aufmärsche und niederschwellige Möglichkeiten der Teilnahme durch Feste sich gut ergänzen. Das ist ja auch nichts Neues, auch in den Landeshauptstädten gibt es nach den Aufmärschen Feste. Die Tatsache, dass wir imstande sind nach dem Aufmarsch in Wien zwei größere Feste in Wiener Bezirken gleichzeitig durchzuführen zeigt, dass KPÖ und Junge Linke wachsen. |

KPÖ und Junge Linke wachsen

Natürlich haben wir mit einem guten Wahlergebnis für KPÖplus in Salzburg gerechnet. Das sensationelle, historische Ergebnis vom 23. April mit den 11,7 Prozent im Land und den 21,8 Prozent in der Stadt Salzburg hat auch uns vollkommen überrascht, sodass der Platz für dieses Ereignis, das für die österreichische Linke so hervorragende Bedeutung hat, etwas schmal ausgefallen ist.

Das darauf folgende Rauschen und Donnern im Blätterwald und in den Sozialen Medien, die dort angebotenen Spekulationen über Hintergründe, Ursachen und Folgen des Wahlsieges von KPÖplus und ihres Spitzenkandidaten Kai-Michael Dankharren einer Aufarbeitung und Analyse, der wir uns in den nächsten Ausgaben widmen wollen. Jedenfalls ist das Motto unseres Schwerpunkts in diesem Heft »Wonne, Lust und Liebe«, inspiriert durch den Wonnemonat Mai, mit diesem Ereignis durch eine überaus erfreuliche Facette bereichert worden.

In Kontrast zu »Wonne, Lust und Liebe« widmen wir mehrere Seiten dem plötzlichen Tod von Erwin Riess, der neben seinen vielen literarischen Engagements auch Autor der *Volkstimme* war. »Er war und blieb einer der pointiertesten Vertreter politischer Kunst; selbst zu Zeiten kulturpolitischer Regression, als manch andere Wegbegleiter ihr Fähnchen in den Wind hängten, profilierte er sich als wirkmächtiger politischer Aktivist. Ein »Linkes Wort« am *Volkstimmefest* ohne Erwin, daran werden wir uns erst gewöhnen müssen«, schreibt Eva Brenner im Nachruf. Die Redaktion trauert mit ihr.

T
E
E
H
M
I



2 Hinterm Schutzwall

IM BILDE Foto von links.wien

3 KPÖ und Junge Linke wachsen

Michael Graber IM SMALLTALK mit Tabea Freiler

6 KPÖplus schafft die Sensation

Michael Graber verfolgte den Wahlkampf in Salzburg

7 Das liebe Geld

SCHMONZETTE von Bärbel Danneberg

8 Zwischen fetten Katzen und schmelzenden Gletschern

ZAHLEN, BITTE! von Klemens Herzog

10 Rassismus in hoher Schlagzahl

Leonore Beranek über die notwendige Gegenbewegung

12 Supergau im Unterbau

Warum jetzt Tausende Wissenschaftler*innen auf der Straße gegen prekäre Verträge protestieren. Von Stefan Ohrhallinger

14 Franz Leitner – Kommunist und »Gerechter unter den Völkern«

BUCHTIPP von Karl Wimmeler

15 Digitale Commons

Barbara Eder: *Das Denken der Maschine. Marx, Mumford, Simondon.* BUCHTIPP II von Heide Hammer

16 Im Interesse der öffentlichen Sicherheit und der Wirtschaft

Zum Verbot der Kommunistischen Partei Österreichs im Mai 1933. Von Manfred Mugrauer

Wonne, Lust und Liebe

- 19** Franz Braun:
»Bildnis einer jungen Frau«
»Studie zu Another Tribute to Linda McCartney«
- 21 Für eine Politik der Zärtlichkeit**
 Danai Koltsida plädiert für einen Politikansatz der Menschlichkeit und der Gefühle
- 23 Wege**
 Gedicht von Veronika Litschel
- 24 Beziehungsspiele – zum Ende hin**
 Über Paternalismus und Patriarchat.
 Essay von Heide Hammer
- 26 Kraftquelle Natur**
 Das Kinderprogramm »Der Stadtnatur auf der Spur« ist ein Angebot zur Sensibilität von jungen Menschen.
 Von Peter Weish
- 28 Everybody should like everybody**
 (Dis)harmonische Reflexionen von Klemens Herzog und Leonore Beranek
- 30 Liebe geht durch den Magen**
NA MAHLZEIT von Elisa Stein
- 31 Sexarbeiterinnen von Wien unite!**
INTERVIEW von Diana Leah Mosser
- 34 Eine Generationenfrage oder immer noch aktuell?**
 Simone de Beauvoir: *Die legendären Gespräche mit Alice Schwarzer*
 Essay von Gudrun Wolfgruber-Thanel
- 37 Gleichzeitig**
CARTOON
 von Jasmin Rehrmbacher

Eines der Merkmale der Politisierung dieser Generation ist gerade ihre persönliche Dimension. Das Politische und das Persönliche gehen ineinander über, verflechten sich und befruchten sich letztlich gegenseitig auf kreative Weise. Es ist das, was hier als »Politik der Zärtlichkeit« bezeichnet werden soll

Danai Koltsida,
 Seite 21

- 38 Wann ist die richtige Zeit?**
 Betrachtungen zur Kiki Kogelnik Ausstellung im Kunstforum Wien von Eva Brenner
- 41 Identifikationshafen der Antifa**
INTERVIEW mit Jana Dolečki, der Leiterin des Hor 29. Novembar.
 Von Zoe Gudović
- 44 Erweiterter Familienausflug ins Kino**
 Mit der WG des Sohnes gemeinsam ins Kino: *Feminism WTF.*
 Von Leonore Beranek
- 46 Erwin Riess (1957–2023)**
NACHRUF von Eva Brenner
- 47 Der Stacheldraht ist noch da**
 Rede zur Gedenkveranstaltung beim ehemaligen Loibl-KZ Nord, 14. Juni 2014. Von Erwin Riess
- 50 Echt, Du trägst keine Liebe in dir.** **RADIO BRENNT**
 von Diana Leah Mosser
- 51 Werden wir immer dümmer?**
 Über all dem digitalen Fortschritt dürfen wir nicht auf unsere ureigene menschliche Intelligenz vergessen.
ABECEDARIUM von Peter Fleissner
- 54 International Summit for Peace in Ukraine**
 10. und 11. Juni 2023 in Wien
AVISO
- 55 Wir sind sichtbar**
PROJEKTION von starsky
FOTO von Sascha Osaka

KPÖplus schafft die Sensation

Michael Graber verfolgte den Wahlkampf in Salzburg

In der letzten Ausgabe der *Volksstimme* berichteten wir über die bemerkenswerte Tatsache, dass die Liste KPÖplus mit dem Salzburger Gemeinderat Kay-Michael Dankl an der Spitze erstmals seit den 70er Jahren in allen sechs Wahlkreisen für die Landtagswahl in Salzburg antreten konnte und die Zahl der gesammelten Unterstützungserklärungen bei weitem die Stimmzahl der KPÖ bei der letzten Landtagswahl übertraf. Seither hatte sich das Standing von KPÖplus in der öffentlichen Wahrnehmung im Wahlkampf weiter verbessert.

Haslauer oder KPÖplus

Klar, dass angesichts dieser, für die österreichische Innenpolitik kleinen, für die KPÖ aber möglicherweise große Sensation, die Nervosität bei den anderen Parteien spürbar zunahm. Fiel doch das übliche Argument gegen die KPÖ, eine Stimme für ihre Liste sei eine verlorene Stimme, einfach weg. Es mussten andere Argumente her. Die SPÖ etwa warnte vor einer Stimmabgabe für KPÖplus, dies sei eine Stimme für Schwarz-Blau. KPÖplus antwortete mit einem Plakat mit der Warnung vor hohen Wohnkosten. Die Neos, die in der Landesregierung saßen und in den Umfragen hinter KPÖplus zurückgefallen waren, beschwerten sich, die KPÖ rede nur viel, die Neos hätten in der Wohnungspolitik mehr umgesetzt als die KPÖ in Graz. Das Thema war ein Kernthema des Wahlkampfes in Salzburg und bleibt ein Schwerpunktthema von KPÖplus. Die soziale Kompetenz, die sich Dankl und sein Team in Salzburg erworben

haben, beruht auf der konsequenten Bearbeitung von diesem, vor allem in der Stadt Salzburg brennenden Problem. Ein Kautionsfond nach Grazer Vorbild wurde bereits umgesetzt. Zahlreiche weitere Vorschläge wurden auch von den Medien aufgegriffen – vom Mietendeckel bis zur Bodenpolitik und den Wohnbauförderungsmitteln, die zweckentfremdet in anderen Budgettöpfen versickern. Der Versuch von SPÖ und FPÖ, sich an das Thema anzuhängen, blieb angesichts der Untätigkeit von Bund, Land und Gemeinde in den letzten fünf Jahren und den fühlbaren Wohnkosten unglaublich.

Wäre die Pflege eine Bank, wäre sie schon längst gerettet

Das zeigte sich bei einer von den *Salzburger Nachrichten* veranstalteten Elefantenrunde der acht Spitzenkandidat*innen. Dankl verstand es in den anstehenden Wahlkampfthemen auch jeweils den gesellschaftspolitischen Horizont zu erweitern. Bezüglich der in Salzburg umstrittenen Windräder machte er den Vorschlag, in den Gemeinden auf genossenschaftlicher Basis vorzugehen und den Teilnehmer*innen neben den günstigen Tarifen die Gewinne auszuschütten. Dies würde auch den Druck von den Bürgermeister*innen nehmen. Zum Dauerbrenner der offenen Wunde Pflege meinte er, wäre die Pflege eine Bank, wäre sie schon längst gerettet und erntete viel Applaus. Alle bisherigen Landtagsparteien ritterten um die Gunst von ÖVP-Landeshauptmann Haslauer, um als Juniorpartner in die Landesregierung aufgenommen zu werden. Dagegen formulierte Dankl sein Wahlziel, er wolle die Nervensäge des Landeshauptmann werden, um die gemachten Wahlversprechen nicht in der Versenkung verschwinden zu lassen.

Spannung bis zuletzt

KPÖplus hat ihre Präsenz im Wahlkampf deutlich ausgeweitet. Das Budget dafür wurde angesichts der Umfragen von 30.000 auf 80.000 Euro aufgestockt, in der Hoffnung dies aus der Wahlkampfkostenrückerstattung ausgleichen zu können.

An fast jeder Kreuzung in der Stadt Salzburg standen Plakatständer, auch in wichtigen Bezirksstädten waren sie präsent. In vielen Stadtteilen vor allem in jenen mit der niedrigsten Wahlbeteiligung wurden tausende Wahlkampfzeitungen der *Salzburger Stimme* in

die Postkästen gesteckt. Was die anderen Parteien mit jeweils hunderttausenden Euro zu erreichen versuchten (die ÖVP steckte eine Million in den Wahlkampf), machte KPÖplus mit dem Einsatz von dutzenden Aktivist*innen auch aus anderen Bundesländern wett. Diese solidarische Atmosphäre trug wesentlich zum Schwung des Wahlkampfes bei.

Die Spannung hielt auch am Wahltag bis zuletzt an: Kann der Einzug in den Landtag gelingen? Es wäre das erste Mal seit 1949, dass eine KPÖ-Liste im Salzburger Landtag vertreten ist und aktuell neben der Steiermark das zweite Landesparlament in das die KPÖ einzieht.

Die Sensation ist perfekt

Am 23. April um 17 Uhr stand es fest. KPÖplus zieht mit sensationellen 11,7 Prozent und vier Mandaten in den Landtag ein und erhöhte damit ihren Anteil um 11,3 Prozent, ein doppelt so hoher Zuwachs als der der FPÖ. In keinem der sechs Wahlkreise lag der Anteil der Stimmen unter fünf Prozent. Damit überholte KPÖplus die Grünen und die Neos, beide Regierungsparteien in der Salzburger Landesregierung. Die Neos schieden aus dem Landtag aus.

Aber in der Stadt Salzburg erhielt KPÖplus 21,8 Prozent der Stimmen, und wurde damit wenige Prozentpunkte nach der ÖVP zweitstärkste Partei, was schon das nächste Wahlziel für 2024 heranrücken lässt: eine Vervielfachung der Sitze im Salzburger Gemeinderat.

Man muss schon weit in die Geschichte der Zweiten Republik zurückblicken um annähernd ähnliche Landtagswahlergebnisse der KPÖ zu finden. 1945 und 1954 jeweils etwas über acht Prozent in Kärnten und in Wien, 6,5 Prozent 2005 mit dem Wiedereinzug in den Steirischen Landtag. Insofern ist das Salzburger Wahlergebnis das beste, das bisher eine KPÖ-Liste auf Landes- oder Bundesebene erzielt hat.

Aus der von Kay-Michael Dankl angekündigten Nervensäge für den Landeshauptmann sind nun vier Nervensägen geworden, die, so steht zu hoffen, die notwendige Unruhe in den Landtag, die etablierten Parteien aber darüber hinaus in Verlegenheit bringen werden. ■

Wir erzählte einmal jemand, dass er jedes Mal zehn Schilling bekommen hat, wenn er als kleiner Bub seiner Oma ein Bussi gegeben hat. Geld und Liebe scheinen in einem äquivalenten Verhältnis zu stehen. Liebe geht, wenn nicht durch den Magen, dann durchs Geldbörstel. Davon können Scheidungsanwälte erzählen. Manche Menschen scheinen zu viel von dieser libidinösen Beziehung zu haben, die sie dann wie einen kostbaren Schatz in Offshores hüten, den es grenzenlos zu vermehren gilt. Liebe gibt es nicht umsonst. Auch die kirchliche Kollekte bringt uns näher zu Gottes Liebe.

Wenn Liebe das Brot der Armen ist, dann haben Menschen heute immer häufiger an diesem harten Kanten zu kauen. Die Entscheidung heißt für viele Heizen oder Essen. Die vermögensärmere Hälfte der österreichischen Haushalte besitzt mit 3,6 Prozent des Gesamtvermögens so gut wie keines, hingegen die obersten zehn Prozent besitzen knapp 60 Prozent des Gesamtvermögens. Der WU-Professor Wilfried Altzinger rechnete in der ORF-»Punkt eins«-Sendung vor, was mit dem 25 Milliarden-Vermögen des verstorbenen Red-Bull-Unternehmers Mateschitz alles gemacht werden könnte, zum Beispiel 50 Unis in der Größe der WU zu bauen.

Auch wenn der Bub seine Oma öfter geküsst hätte, wäre kein Vermögen dieser Größenordnung zustande gekommen. Hingegen scheinen die steuerschonenden Liebedienste der Politik an die besitzende Klasse satte Profite zu bringen. In Österreich werden im Jahresschnitt 30 bis 40 Milliarden Euro vererbt oder verschenkt, so Altzinger. Unter der Annahme eines Freibetrags von 500.000 Euro und einem linearen Steuersatz von fünf Prozent würde dies ein jährliches Erbschaftssteueraufkommen von 1,5 bis zwei Milliarden Euro bedeuten. Bei derartigen Rechnungen erlassen die Erblasser, weshalb die Regierung von der 2007 abgeschafften Erbschaftsteuer die Finger lässt. ■

Das liebe Geld



📍 Mit Februar 2022 schossen die Preise für Treibstoff, Heizöl und Co. in die Höhe. Während man an der Zapfsäule immer tiefer in Tasche greifen muss, sprudeln die Gewinne der Öl- und Gas-Konzerne. **5,175 Milliarden Euro** beträgt der Unternehmensgewinn der OMV im Jahr 2022. Konzernchef Alfred Stern blickt »extrem stolz« auf ein »Rekordjahr« zurück. Der wiederholt wegen Menschenrechtsverletzungen und Umweltschäden angeklagte Ölkonzern Shell kann seinen Gewinn gar auf **36,22 Milliarden Euro** steigern.



Gletscherbericht des ÖAV

📍 Ein Rekordjahr der weniger erfreulichen Art verzeichnet hingegen der Österreichische Alpenverein. Bei den jährlichen Gletschervermessungen verzeichneten die Alpinist:innen den größten Gletscherschwund seit Beginn der Messgeschichte im **Jahr 1891**. Das bedeute »Alarmstufe Rot«. Die Pasterze, Österreichs längster Gletscher, verlor allein im Bereich der Gletscherzunge ein Volumen von **14,7 Millionen Kubikmeter** Eis. Das entspricht einem Würfel mit einer Kantenlänge von **245 Meter**, also ungefähr der Höhe des Donauturms in Wien.



📍 Eingebrennt in die kollektive Wahrnehmung des markanten Turms hat sich das von weitem sichtbare Logo der Bank Austria an der Spitze des Betonkolosses. Das Kreditinstitut genoss mit einem Gewinn von **826 Millionen Euro** auch 2022 gute Aussichten. Noch »robuster«, wie es CEO Johann Strobl in einer Aussendung formulierte, bilanzierte die Raiffeisen Bank International mit einem Konzernergebnis von **3,627 Milliarden Euro**. Eine Prüfung der Arbeiterkammer listet die Raiffeisenbank hingegen unter den TOP 5 der »Spesenritter«. Die Tester:innen orteten bei den geprüften Banken enorme Teuerungen bei der Kontoführungsgebühr für Kredite, Bankomatabhebungen, Daueraufträgen und neuen Einziehungsaufträgen. Im Schnitt beträgt der Preisanstieg im Vergleich zum Vorjahr **10,6 Prozent**.

Zwischen fetten Katzen und schmelzenden Gletschern

Im Frühjahr öffnen sich traditionell nicht nur die Knospen, sondern auch die Bilanzbücher der großen Unternehmen. Kommen Sie mit auf eine Zahlenreise durch die Krise.



Mitschneiden durfte die Raiffeisenbank auch bei höheren Preisen für Lebensmittel: Der eng mit ihr verflochtene Nahrungsmittelkonzern Agrana (u. a. Wiener Zucker) konnte Medienberichten zufolge mit einem Vorsteuergewinn von **158 Millionen Euro** sogar seine »eigenen Erwartungen übertreffen«. Über solche Kinkerlitzchen können die ganz großen Lebensmittelkonzerne – Nestlé (**9,7 Milliarden Euro** Gewinn, u. a. Maggi), Unilever (**8,3 Milliarden**, u. a. Pfanni) und Mondelēz (**2,45 Milliarden**, u. a. Milka) – freilich nur müde lächeln.

Ganz und gar nicht zum Lächeln zu Mute ist einem beim täglichen Einkauf. Der Preis des Mikrowarenkorbes ist binnen eines Jahres um **15,3 Prozent** gestiegen. Der AK-Preismonitor, der nur Lebensmittel des täglichen Bedarfs vergleicht, stellt gar eine Steigerung von **29,9 Prozent** zwischen März 2022 und März 2023 fest. Ein Einkauf, der vor einem Jahr **58,33 Euro** gekostet hat, kostet nun **75,79 Euro**. Am stärksten stiegen die Preise bei Sonnenblumenöl (+77 %), Zucker (+72 %), Marmelade (+66 %) und Tomaten (+58 %). Lebensmittelhändler verzichteten laut eigenen Angaben generös auf die gewohnten Gewinnspannen. So verzeichnet der österreichische Marktführer Spar einen überaus selbstlosen Vorsteuergewinn in der Höhe von bloß **264 Millionen Euro**.



Von etwaigen Krisentendenzen unbeeindruckt zeigen sich auch die Vorstandsgehälter der ATX-Unternehmen. Durchschnittlich verdiente ein Vorstandsvorsitzender im Vorjahr rund **2,8 Millionen Euro**. Das war um ein Drittel mehr als 2020, wie Berechnungen der Arbeiterkammer zum »Fat Cat Day« (Fetter-Katzen-Tag) zeigen. Damit verdienten die Vorstandschefs das 80-fache des mittleren Jahreseinkommens und haben bereits am 5. Jänner das gesamte Jahresgehalt einer durchschnittlichen Erwerbstätigen »verdient«.

Mager geht es am anderen Ende der Einkommenspyramide zu, wie eben veröffentlichte Daten aus der EU-SILC-Erhebung zeigen. Insgesamt sind in Österreich **1.555.000 Menschen** von Armut und Ausgrenzung bedroht. Der Anteil liegt damit bei 17,5 Prozent und nimmt seit dem Vorjahr um 0,2 Prozentpunkte zu. 201.000 Menschen galten 2022 als erheblich materiell und sozial benachteiligt. 2,3 Prozent der Bevölkerung waren 2022 von dieser Armutslage betroffen, im Jahr 2021 waren es nur 1,8 Prozent. Eine ausgewogene Ernährung, Arztbesuche oder erholsame Urlaube sind für viele nicht leistbar. **!**



Armutsdaten der EU-SILC-Studie

Rassismus in hoher Schlagzahl

Leonore Beranek über die notwendige Gegenbewegung

Im ersten Moment wirkt der Versuch von Karl Mahrer (ehemaliger Wr. Polizeikommandant und Obmann der ÖVP Wien), den Brunnenmarkt für seinesgleichen zu erobern, ja fast witzig in seiner Unbeholfenheit. Unterlegt mit martialischer Trommelmusik wird gegen den Verlust eines Wiener Wahrzeichens gewettert, das aus Sicht Mahrers fest in der Hand von falschen Leuten ist. Eingebettet in eine Kampagne über weitere Orte, die zu »Unsicherheitszonen« erklärt werden. Die Aussagen Mahrers sind inzwischen widerlegt. Ein peinliches Video, viel Aufregung und Gegenstimmen. Alles gut, könnte der Eindruck sein. Ist es aber leider nicht.

Die ÖVP hat jede Mitte hinter sich gelassen und ist beim offenen Rassismus angekommen. Mahrer reiht sich mit seinen Ausritten ein. Bei ihm traf es im ersten Aufschlag einen gentrifizierten Ort, demgemäß gab es viel Kritik. Es ist nur einer von vielen Orten in Wien, die aus Sicht von Mahrer »No-Go-Zonen« sind. Es ist aber auch nur ein Beispiel dafür, dass die ÖVP sich für einen Weg der Hetze und Ausgrenzung entschieden hat, der eigentlich von der FPÖ bekannt ist.

Argumentiert wird der Weg mit einer nicht näher erklärten »schweigenden Mitte«, der angeblich Gehör verschafft werden müsse und damit, dieses Feld eben nicht der FPÖ zu überlassen. Ohne die einzelnen Sager und teilweise rechtswidrigen Maßnahmenankündigungen hier zu wiederholen, es geht um die Spaltung der Gesellschaft, um Schuldzuweisungen und Diffamierungen.

Die Umdeutung von Flüchtlingen zu »Migranten«, die Illegalisierung der Asylsuche und die Abschottungspolitik der EU an ihren Außengrenzen, die von der derzeitigen Bundesregierung vorangetrieben wird, ist ein Beispiel dafür, wie schnell sich Sprache und Erzählung verändert, wird sie nur oft genug wiederholt. Die gleiche Vorgehensweise wird nun hier angewandt. Ungeachtet der Fakten werden Szenarien gezeichnet, die im Endeffekt Bevölkerungsgruppen gegeneinander ausspielen sollen. Die geballten Angriffe zielen auch hier auf die Umdeutung ab, die Menschen vorwirft, etwas in Anspruch zu nehmen, das sie nicht verdient hätten oder an einem Platz zu sein, wo sie nicht hingehören würden. Wenn Nehammer davon spricht, die Fehler der 70er-Jahre bei der Anwerbung von »Gastarbeitern« nicht zu wiederholen, geht es beispielsweise um nichts anderes, als Bevölkerungsgruppen als nicht zugehörig zu diffamieren. Das macht sie angreifbar.

Steuern zahlen, keine Ansprüche stellen

In dem der Bundeskanzler diese Thematik in dieser speziellen Form aufnimmt, sendet Nehammer Signale an den Wirtschaftsflügel der ÖVP, der nach Zuwanderung ruft. Kommen sollen offenbar Arbeitskräfte zu günstigen Löhnen, die, wenn sie nicht mehr gebraucht werden, wieder verschwinden. Dazwischen Steuern zahlen und möglichst keine Ansprüche stellen. Das verstetigt das Auseinanderdividieren der Beschäftigten, die mit unterschiedlichen Rechten nebeneinander arbeiten. Es wirkt dämpfend auf das Lohnniveau und hält die Profite hoch. Der Druck auf alle Lohnabhängigen wird höher. Hier wird das Wort Integration gar nicht erst in den Mund genommen. Zahlt sich nicht aus und ist auch nicht erwünscht, sie gehen ja wieder. Damit, so die implizite Rechnung der ÖVP, könnte

der aktuelle Arbeitskräftemangel vermindert werden, ohne die Position aller Beschäftigten nachhaltig zu verbessern.

Derzeit finden sich teilweise noch Aufruhr und breite Gegenbewegungen, zumindest in Wien. Aber wie lange wird sich diese Aufmerksamkeit halten? Die Schlagzahl der rassistischen Entgleisungen der ÖVP ist hoch, die FPÖ muss in ihrem Kernthema nachlegen.

Viele Gegenstimmen haben eine Schlagseite. Reflexartig wird darauf verwiesen, dass die Menschen am Brunnenmarkt ein Beispiel für gelungene Integration sind, ihre Steuern zahlen und Leistung erbringen. Die Guten also. Zum einen macht das die rassistischen Angriffe umso empörender. Zum anderen schwingt da eine Form der Ausgrenzung und Ablehnung mit, die tief in die Debatte eingedrungen ist und spätestens seit dem viel zitierten Köln-Silvester bei eher links der Mitte Einzustufen argumentativ verankert wurde. Die Unterscheidung der »Guten« und »Bösen« führt zu einem Weitertragen von Bildern im Kopf, beabsichtigt oder unbeabsichtigt. Ein kleiner Rassismus sozusagen.

Ein kurzer Blick in die Mainstream-Medien bestätigt diese Wahrnehmung. Nun ist es ein Standpunkt, der sicherlich nicht falsch ist, sich schützend vor die Angegriffenen zu stellen und die Aussagen vehement zurückzuweisen. Dabei sollten wir aber nicht in die Falle gehen, unsererseits Teile auszugrenzen. Denn die Unterteilung in jene, die es unschuldig trifft, weil sie integriert sind, und in die Anderen ist eben auch eine Spaltung. Es ist auch eine Zuschreibung, und die Bilder, die damit transportiert werden, sind eben auch rassistisch. Sie folgen einer Ausdeutung von Integration, die mehr Assimilation als Anerkennung zum Ziel hat. Denn es wird ein Unterschied gemacht. Eben zwischen jenen, denen aufgrund der Anpassung ein »Hiersein« zugestanden wird und Anderen, die unter Umständen Regeln verletzen oder ihnen dies zugeschrieben wird. Die notwendige Gegenbewegung ist das Einfordern von Gleichheit, die schon viel zu lange in viel zu vielen Bereichen, sei es das Wahlrecht oder der Arbeitsmarktzugang, bestimmten Menschen verwehrt wird.

Legitimation für Ungleichheit

Aber zurück zur ÖVP. Es ist immer weniger wahrscheinlich, dass ihr Kalkül nur das Abgraben von Stimmen der FPÖ ist. Das geht nicht auf, wie die Umfragen deutlich zeigen. Sie nutzt ihren Rassismus als Legitimation von Ungleichheit. Damit legitimiert sie klassisch Ausbeutung und Ausgrenzung. Insbesondere der Bundeskanzler setzt sich – vermutlich ganz bewusst – immer stärker und in einer beleidigenden Wortwahl mit Halbwahrheiten und Erfundenem in Szene. Weitere folgen, die Beispiele sind zahlreich, seien es eben Mahrer, Raab oder die ÖVP in Niederösterreich. Die Koalitionspartnerin trägt das alles mit, vielleicht zähneknirschend und mit Widerworten, aber die berühmte »rote Linie« ist für sie nicht überschritten. Unter Umständen glauben sie wirklich, dass sie das

Die notwendige Gegenbewegung ist das Einfordern von Gleichheit, die schon viel zu lange in viel zu vielen Bereichen, sei es das Wahlrecht oder der Arbeitsmarktzugang, bestimmten Menschen verwehrt wird

Schlimmste verhindern können. Sie tragen aber dazu bei, dass die rassistischen Ausritte, die diffamierende Sprache und die immer tiefere Spaltung gesellschaftsfähig werden. Sie tragen es mit, weil sie die Koalition mittragen und gleichzeitig widerständiges Potenzial bei sich bündeln. Die Sozialdemokratie ist mit sich selbst beschäftigt. Ob ihre Mitglieder es schaffen, mit der Wahl der*des Vorsitzenden hier das richtige Zeichen zu setzen, darf im Moment bezweifelt werden.

Es bereitet Unbehagen und tut weh zu schreiben, dass wir wissen, wohin das führen kann. Wie SOS Mitmensch es ausdrückt: »Die Dämme in Richtung Rassismus und Spaltung brechen«. Der Gewöhnungseffekt ist dabei seit Jahren eine zentrale Gefahr. Denn die Spirale dreht sich und die empörte Aufmerksamkeit ist kurzweilig. |



Supergau im Unterbau

Warum jetzt Tausende Wissenschaftler*innen auf der Straße gegen prekäre Verträge protestieren. Von **Stefan Ohrhallinger**

Die Universitätsgesetz-Reform 2021 führt zum Ausschluss vieler erfolgreicher Forscher*innen. Im März veranstalteten sie erstmals eine Großdemo in Wien mit 2000 Teilnehmer*innen. Wer sind diese neuen Initiativen und was wollen sie erreichen?

Was führte zu dieser Eskalation?

Der Paragraph 109 des Universitätsgesetzes (UG 2002) regelt, wie viele und wie lange befristete Verträge aufeinanderfolgen dürfen. Nach dem Arbeitsverfassungsgesetz sind solche Kettenverträge für normale Arbeitsverhältnisse nämlich gar nicht erlaubt. Bis zum Oktober 2021 waren insgesamt sechs Jahre (mit Ausnahmen) zulässig, allerdings konnte ein Jahr von der Uni »pausiert« werden (Hallo, AMS!) und anschließend konnte die »Kette« neu gestartet werden. Mit der Reform 2021 sind es nun acht Jahre, allerdings gilt das über

die gesamte Lebenszeit. Damit sollten die Unis motiviert werden, mehr unbefristete Verträge anzubieten. Dies ist allerdings – niemand war überrascht – nicht eingetreten und führt dazu, dass in den nächsten Jahren jeweils tausende Wissenschaftler*innen aufhören müssen, an ihrer Uni zu forschen oder zu lehren – sie alle haben jetzt ein Ablaufdatum bekommen!

Wissenschaftliche Karriere hat sich drastisch gewandelt

Bis zum UG 2002 waren die Unis vom Unterrichtsministerium gesteuert, nach der Habilitation wurde man in der Regel verbeamtet und war damit quasi unkündbar. Seit der Universitätsautonomie sollen die Unis aber ihre Mittel selbst verwalten und wie Unternehmen agieren. Dies führte in den letzten zwei Jahrzehnten zu prekären Dienstverhältnissen bei den jetzt ca. 90 Prozent befristet angestellten Wissenschaftler*innen im Mittelbau, die zum Teil jedes Jahr um Verlängerung ansuchen müssen. Die wenigen verbleibenden Laufbahnstellen werden nach Gutdünken der (unbefristeten) Professor*innenkurie ausge-

schrieben. Auch solche, die mit ihren Forschungsthemen erfolgreich sind, selbst Drittmittel in Millionenhöhe einwerben und damit ihren eigenen Job und dazu noch andere finanzieren, bleiben im Prekariat. Wenn man also nach acht Jahren nicht der Chef geworden ist, fliegt man raus – welches Unternehmen würde so agieren?

Die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe

Was auf den ersten Blick absurd klingt – Wissensarbeiter*innen nach acht Jahren samt ihrem akkumulierten Wissen, Netzwerk und Forschungsbeiträgen aus der Firma zu schmeißen – ist in Wirklichkeit gewollt. Der Vorsitzende eines Universitätsrats sitzt auch im Vorstand eines Großkonzerns. Er sagt über die Befristeten: »Die sollen woanders hingehen oder in die Wirtschaft«. Klarerweise gibt es da Interesse an einem Überfluss an Arbeitskräften und Konkurrenz drückt die Gehälter. Was dabei draufgeht, ist die Qualität der Lehre, weil kaum mehr Zeit dafür bleibt, wenn man damit beschäftigt ist, zu publizieren oder Förderungen aufzutreiben. Wer leidet darunter? Die Studierenden! Nachhaltig schadet das natürlich auch der Qualität der Unis insgesamt, wenn überall nach unten nivelliert wird.

Die neuen Initiativen

Die Initiative Netzwerk Unterbau Wissenschaft (NUWiss) hat sich am gleichnamigen Zusammenschluss aus Deutschland inspiriert und ist die Dachorganisation der Initiativen an einzelnen österreichischen Universitäten. Letztes Jahr haben sich bereits Unterbau Uni Wien und Unterbau TU Wien gegründet, Betriebsversammlungen durchgeführt und Forderungen in Plena beschlossen. Weiters protestierten 700 bei einer Demo anlässlich der Gehaltsverhandlungen im November und es wurde englischsprachiges Infomaterial produziert und verbreitet, da viele – vor allem aus dem Ausland kommende – über dieses Problem gar nicht informiert sind. Inzwischen gibt es Initiativen an allen größeren Unis und es läuft gerade eine österreichweite Umfrage zu den Arbeitsbedingungen an den Universitäten. Derzeit wird noch mobilisiert, aber auch bereits diskutiert, wie Streiks wirk-

sam durchgeführt werden können, schließlich machen die 90 Prozent des »Unterbaus« den Großteil der Arbeit in Forschung und Lehre.

Ihre Forderungen

Damit besser geforscht werden kann – und das ist neben der Lehre der gesellschaftliche Auftrag an die Unis, finanziert von den Steuerzahler*innen – fordert NUWiss mehr Geld für die Unis und außerdem mehr unbefristete Verträge. Vor allem bei denen, die sich zur Gänze selbst finanzieren, ist es komplett unsinnig, sie nicht mehr arbeiten zu lassen. Das Karrieremodell der Unis, das sich auf die 10 Prozent der Laufbahnstellen beschränkt, muss auch der tatsächlichen Entwicklung, den 90 Prozent Befristeten, die die meiste Arbeit machen, eine Perspektive in Form von Dauerstellen bieten. Dazu reicht es, das Arbeitsverfassungsgesetz wie für alle anderen Beschäftigten in Österreich anzuwenden. Wenn die Arbeit an den Unis nicht mehr prekär ist, können sich auch mehr Menschen ohne finanzielle Absicherung, wie Arbeiter*innenkinder, eine akademische Karriere leisten.

Wie können die Universitäten wieder ihren gesellschaftlichen Auftrag erfüllen?

Kooperation statt Konkurrenz zwischen Forschenden und den einzelnen Unis, um Vernetzung statt doppelter Arbeit zu fördern. Sichere Arbeitsverhältnisse, um langfristige Forschung zu ermöglichen und um Zeit zu haben, diese in die Qualität der Lehre zu investieren, aber auch für Ausgelagerte wie z. B. das Reinigungspersonal. Den Unis wahre Autonomie zu geben, anstatt sie wie jetzt über politisch besetzte Uniräte nach kapitalistischen Interessen zu steuern. Die Unis zu demokratisieren, indem sie drittelparitätisch von Studierenden, Mittelbau und Professor*innen gestaltet werden, anstatt wie jetzt letzteren die Mehrheit in den Gremien zu lassen, was zu einer deutlichen Abgehobenheit von der Realität geführt hat. |

Stefan Ohrhallinger ist LINKS Aktivist und forscht seit 10 Jahren an der TU Wien in befristeten Arbeitsverhältnissen, er hat die Initiative Unterbau TU Wien mitgegründet und ist Co-Kuriensprecher des Informatik-Mittelbaus.

Sichere Arbeitsverhältnisse, ... auch für Ausgelagerte wie z. B. das Reinigungspersonal

Als Franz Leitner 1987 in Moskau vom sowjetischen Kriegsveteranenkomitee ausgezeichnet wurde, nahm davon hierzulande kaum jemand Notiz. Leitner war als jahrzehntelanges Mitglied der KPÖ im Kalten Krieg weithin ignoriert. Bereits unmittelbar nach der Befreiung am 2. Mai 1945 hatte er ein Schriftstück in der Hand gehalten, in dem es hieß: »Das Kollektiv der befreiten sowjetischen Bürger des Konzentrationslagers Buchenwald spricht dem stählernen und energischen Antifaschisten, Genossen Leitner Franz, sehr großen Dank aus. [...] Er deckte die [...] Schule für Kinder im 8. Block, nachdem er es erreicht hatte, dass nicht ein einziges Kind zur Arbeit gehen musste, wofür er sein eigenes Leben aufs Spiel setzte. [...] In tiefer Dankbarkeit im Namen der befreiten sowjetischen Bürger.«

Die Ignoranz der so genannten Öffentlichkeit Österreichs änderte sich langsam erst, als der ehemalige Botschafter Israels in den USA, Naphtali Lau-Lavie, einst mit seinem Bruder als Kind dort inhaftiert, bei der Befreiungsfeier in Buchenwald im Jahr 1995 auf Deutsch eine Rede hielt, in der er unter anderem berichtete: »Hier in diesem Lager waren aktive Leute, die haben Solidarität geübt mit den Schwachen – mit uns. Die haben uns geholfen und auch gerettet. Ich möchte zwei Namen hier erwähnen. Der eine ist der verstorbene Wilhelm Hammann. [...] Vor ihm war ein anderer Blockältester: Franz Leitner. Er wurde – glaube ich – in den Bunker geworfen für seine Tätigkeit. Diesen zwei Männern verdanken wir das Leben sämtlicher jüdischer Kinder, die heute bekannte

Leute in Israel und der ganzen Welt sind.«

Der Grazer Historiker Heimo Halbrainer geht in dem nun erschienenen Buch der Biografie von Franz Leitner erstmals fundiert nach. 1918 geboren und aufgewachsen in Wiener Neustadt, betätigte sich Leitner bereits als Jugendlicher gegen den Austrofaschismus, bezahlte mit einigen Monaten Kerker und mehr als einem Jahr Lagerhaft in Wöllersdorf und wurde schließlich wenige Tage vor Beginn des Zweiten Weltkriegs von NS-Schergen verhaftet und ins KZ Buchenwald transportiert, aus dem er nach mannigfachen »Wundern« erst am 2. Mai 1945 wieder freikam. In der Grußbotschaft an Franz Leitner im Jahr 1999 anlässlich der Auszeichnung »Gerechter unter den Völkern« heißt es unter anderem: »Wir beide Unterzeichnende, ehemalige Häftlinge 117.029 und 117.030 im KZ Buchenwald, sind voller Dankbarkeit für Ihre bewundernswerte und erfolgreiche Arbeit im KZ Buchenwald. Wenn es jemand verdient hat von Yad Vashem geehrt zu werden, so sind es Sie, Herr Leitner.« Unterzeichnet hatte außer Naphtali Lau-Lavie auch dessen Bruder Israel Meir-Lau, damals Oberrabbiner des Staates Israel.

1945 zurück in Wiener Neustadt arbeitete Leitner bis 1950 als Vizebürgermeister und danach noch zwei Jahre als Stadtrat. 1953 übersiedelte er als Parteierfordernis mit seiner Frau nach Graz, wo er bald zum Landesparteivorsitzenden gewählt wurde und das 1961 wiedergewonnene Mandat der KPÖ als Landtagsabgeordneter (bis 1970) ausübte. Halbrainer beschreibt anschaulich Leitners antifaschistische und antikapitalistische Tätigkeit und bettet seine Darstellung schlüssig in die politischen Auseinandersetzungen einerseits in Wiener Neustadt (bis 1952) und in den Jahrzehnten danach in der Steiermark ein. Die hochwertige Reproduktion vieler Fotos und Dokumente machen das Werk zu einer anschaulichen Darstellung eines kommunistischen Lebens. |



Heimo Halbrainer: *Franz Leitner – Kommunist und »Gerechter unter den Völkern«*. Graz: CLIO 2023, 180 Seiten, 20 Euro

Franz Leitner – Kommunist und »Gerechter unter den Völkern«

Die Autorin gehört zu den vielseitigsten politischen Denker:innen und Praktiker:innen der Gegenwart. Ihr umfassendes Referenzwissen ermöglicht eine charmant leichtfüßige, assoziative Darstellung von Diversem, hier mein Versuch dieses Diverse in einem Bild zu fassen: Das Gespenst des Kommunismus schwebt auf dem Kiesweg, über einem grasbewachsenen Hügel oder am Waldweg (kein Dickicht) neben schlauen Figuren der Vergangenheit und Gegenwart. Nicht nur die im Untertitel erwähnten – Marx, Mumford und Simondon – werden begleitet und ihre jeweiligen Theorien in Versatzstücken zum Denken Eders gemacht, integriert, verknüpft, reflektiert; dazu kommen auch filmische und literarische Charaktere, etwa Kurt Cobain (wie Amazon und Microsoft aus Seattle): »Von seinen Lyrics gehen Fluchtlinien aus, die aus den digitalen Kontrollformationen der Gegenwart hinausführen könnten« oder die feministische Hackerin Sophie Toupin. Die dazugehörige Praxis des Hackens versteht diese als »eine Art von ›Aktion und Performance‹, die es ermöglicht, ›das Patriarchat, den Kapitalismus und andere Unterdrückungssysteme zu hacken, indem diese Systeme sichtbar und explizit gemacht werden‹«.

Barbara Eder erfasst die Gegenwart, wobei mit dem ebenfalls Wegbegleiter Alfred Schütz auch hier einzuwenden ist, dass dieses Gegenwärtige nicht zu erfassen ist. Zwar gibt es für die Beobachter:innen im »Zeitalter des Plattform-Kapitalismus« nicht mehr zu viele Bestimmungsstücke,



Barbara Eder: Das Denken der Maschine. Marx, Mumford, Simondon. mandelbaum kritik & utopie; Wien, Berlin 2023.

Daten, Inputs, Eindrücke, die Bewegung ist allerdings dieselbe geblieben und lässt sich an Facebook, Amazon und Google am einfachsten ablesen. Es handelt sich um das »Erfolgsmodell einer ewigen rekursiven Zukunft: Die den User:innen angezeigten Suchergebnisse sind nichts anderes als hierarchisch gegliederte, kumulierte Daten, die sie selbst während der Benutzung in der Vergangenheit generiert haben.« Das leistet also der Algorithmus, die »Rechenanweisung für Maschinen«. Die komplexe Unsicherheit und Unfassbarkeit der Gegenwart wird mittels Ordnungsverfahren und Wahrscheinlichkeiten (historischer) Daten in die Zukunft kanalisiert und verengt.

Diese zunehmende Verengung und die Anpassungsleistung menschlicher Körper an die Maschine, letztlich die »Megamaschine« Mumfords reduziert die dem menschlichen Körper immanente Produktivität auf die Funktion einer »Arbeitsmaschine«, einer »Militärmaschine«. Sie ist eine Herrschaftsform, die absolute Unterwerfung verlangt. Ihr Mehrwert wird metaphysisch maskiert, dem alten Versprechen ewigen Lebens wird das Phantasma der (unbegrenzten) Geschwindigkeit, heruntergebrochen auch nur in den »Anspruch auf echtzeitähnliche Übertragungsgeschwindigkeiten in digitalen Netzwerken«, beigefügt.

»Was am Ende aller Berechnungen geschrieben steht, ist nicht wahrer als der Inhalt von Romanen.« Dass dieses Etwas, diese soziale Welt zugleich einförmiger und kapitalisierter ist und der Widerstand gegen AT&T, Big Blue (= IBM) oder GAFAM (Google, Amazon, Facebook, Apple und Microsoft) von Beginn an diese Machtkonzentration mit dem Commonismus der Hacker:innen, der Ha(e)ck(s)en im Netz konterkariert, können Leser:innen hier verstehen. Im Verständnis für die Maschine liegt die Möglichkeit zur Aufhebung der Entfremdung ebenso wie in der Aneignung der Zeit außerhalb ihrer wertbasierten Zurichtung. |

Digitale Commons

Barbara Eder setzt Widerstandsmomente in Beziehung



Im Interesse der öffentlichen Sicherheit und der Wirtschaft

Zum Verbot der Kommunistischen Partei Österreichs im Mai 1933.

Von Manfred Mugrauer

Vor 90 Jahren, am 26. Mai 1933, wurde die KPÖ von der autoritären Regierung Dollfuß verboten. Die Partei wurde damit schon früher als die meisten anderen Organisationen der Arbeiter:innenbewegung in die Illegalität gedrängt, bereits ein Dreivierteljahr vor den Februarkämpfen 1934. Das Verbot der Partei wurde in einer Sitzung des Ministerrats auf Antrag von Emil Fey beschlossen, der wenige Wochen zuvor vom Staatssekretär für das Sicherheitswesen zum Bundesminister avanciert war. Als Begründung nannte Fey, dass in den letzten Wochen gegen die KPÖ »wiederholt wegen illegaler und staatsfeindlicher Handlungen« eingeschritten werden musste. In Ermangelung anderer gesetzlicher Grundlagen wurde die Partei nicht aufgelöst, vielmehr erfolgte das Verbot der KPÖ auf Grundlage des Kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes aus dem Jahr 1917.

Auf Basis dieses Diktaturparagraphen aus dem vorletzten Jahr der Habsburgermonarchie wurde nun jene Verordnung der Bundesregierung erlassen, mit der jede Betätigung für die KPÖ verboten wurde.

Zu widerhandlungen gegen dieses Betätigungsverbot wurden – »unbeschadet der all-

fälligen strafgerichtlichen Verfolgung« – mit einer Geldstrafe bis zu 2.000 Schilling oder mit Arrest bis zu sechs Monaten bestraft. Diese Strafen »können auch nebeneinander verhängt werden«, so die im als Bundesgesetzblatt Nr. 200 veröffentlichte Verordnung. Hierin spiegelte sich die inhaltliche Ausweitung des Verwaltungsstrafrechts, das sich nicht mehr nur gegen Ordnungswidrigkeiten schlechthin richtete, sondern vor allem der Bekämpfung der politischen Opposition diene. Politische Gegner:innen konnten auf diesem Wege ohne richterliche Einvernahme und gerichtliches Urteil inhaftiert werden.

Repression und Verfolgung 1927–32

Die KPÖ sah sich bereits seit 1927 mit verstärkter behördlicher Verfolgung und staatlichen Repressionsmaßnahmen konfrontiert: Versammlungsverbote, Hausdurchsuchungen, Verhaftungen und Gerichtsverfahren gegen Funktionär:innen standen schon in den Jahren vor dem Verbot der Partei auf der Tagesordnung, die Parteizeitungen, Broschüren und Flugschriften wurden regelmäßig zensuriert bzw. konfisziert. So wurden allein im Jahr 1929 31 Ausgaben der *Roten Fahne*, des Zentralorgans der Partei, beschlagnahmt. Gegen ihre Redakteure und kommunistische Parteifunktionäre wurden Hochverratsanklagen erhoben.

Infolge der ultralinken Wendung der Kommunistischen Internationale war die KPÖ in diesen Jahren in die Isolation geraten. Im wirtschaftspolitischen Tageskampf gegen die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise gelang es der Partei ab 1931, schrittweise aus der Isolation auszubrechen und eine Phase der Aufwärtsentwicklung einzuleiten. Das wachsende realpolitische Gewicht und die gestiegene Aktivität der KPÖ spiegelten sich im erhöhten Druck der Behörden auf die Partei: So richtete Innenminister Franz Winkler am 1. August 1931 einen Erlass an die Polizeibehörden und Gendarmeriekommanden, die kommunistische Agitation in jeder Weise zu unterdrücken und zu verhindern. Durch diese von der KPÖ als »unerhörten faschistischen Diktaturerlaß« charakterisierte Maßnahme wurde die Partei praktisch außerhalb des Gesetzes gestellt. Ende September dieses Jahres folgte die behördliche Auflösung des Kommunistischen Jugendverbands. Ab Oktober 1931 wurden von den verschiedenen Polizeidienststellen Namensverzeichnisse kommunistischer Parteigänger:innen erstellt.

Mit Hinweis auf die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit wurden kommunistische Versammlungen unter freiem Himmel, Kundgebungen und Demonstrationen, aber auch kommunistische Mitgliederversammlungen regelmäßig verboten bzw. gewaltsam aufgelöst. Die KPÖ reagierte auf diese Repressionen mit einem Aufruf zum Kampf gegen das Versammlungs- und Aufmarschverbot: »Für uns Kommunisten gelten nicht die Gesetze der Bourgeoisie, wir pfeifen auf jede Verordnung der herrschenden Klasse. Unsere Gesetze sind die Gesetze der siegreichen Entfaltung des proletarischen Klassenkampfes«, so eine kommunistische Parole angesichts der Verlängerung des Versammlungsverbots zu Jahresbeginn 1932.

Offensive gegen die KPÖ 1933

Die Jahre 1933/34 standen ganz im Zeichen der verstärkten Offensive der Regierung gegen die organisierte Arbeiter:innenbewegung

und der sukzessiven Beseitigung der Demokratie. Nach der Ausschaltung des Nationalrats am 4. März 1933 regierte Dollfuß mittels Notverordnungen ohne Parlament. Es ergingen fortan zahlreiche Regierungsverordnungen auf Grundlage des Kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes, u. a. am 7. März ein allgemeines Versammlungsverbot. Am selben Tag wurde eine Verordnung erlassen, wonach Zeitungen unter Vorzensur gestellt werden konnten, d. h. es mussten bereits zwei Stunden vor ihrer Verbreitung Pflichtexemplare an die Pressepolizei abgeliefert werden. Die nächsten Verbotsmaßnahmen richteten sich im April u. a. gegen das Streikrecht und gegen die traditionellen Kundgebungen der Arbeiter:innenbewegung am 1. Mai. Die KPÖ kritisierte diese autoritären Maßnahmen als Prozess der fortgesetzten Faschisierung des politischen Systems in Österreich. Das Juni-Plenum des Zentralkomitees charakterisierte die Dollfuß-Regierung als eine »Übergangsregierung im Prozeß des Ausbaus der faschistischen Diktatur«.

Nach der Ausschaltung des Parlaments wurde auch die Gangart gegenüber der KPÖ, der konsequentesten Gegnerin der Faschisierung, weiter verschärft: Am 13. März fanden Hausdurchsuchungen im Parteisekretariat in der Alser Straße, in der Redaktion der *Roten Fahne* in der Schottenfeldgasse und in mehreren Wohnungen statt. Zahlreiche kommunistische Funktionär:innen wurden im Zuge dieser Razzia angehalten, darunter der Parteivorsitzende Johann Kopenig. Als erstes österreichisches Blatt wurde am 13. März die *Rote Fahne* unter Vorzensur gestellt und hierauf bei- nahe täglich konfisziert, die KPÖ-Wochenzeitung *Illustrierte Rote Woche* folgte am 31. März. Eine neue Verhaftungswelle setzte unmittelbar vor dem 1. Mai ein, hatte doch die KPÖ angekündigt, das Verbot der Kundgebungen zu durchbrechen und entsprechende Vorbereitungsmaßnahmen zur Mobilisierung getroffen. Am 27. April fanden erneut Hausdurchsuchungen in kommunistischen Parteilokalen und den Wohnungen von Leitungsmitgliedern statt, wobei insgesamt 63 Funktionär:innen angehalten wurden. 100.000 Exemplare des Flugblatts zum 1. Mai wurden beschlagnahmt.

Während die Sozialdemokratie angesichts des Verbots am 1. Mai nur zu Spaziergängen, zu einem »Bummel« auf den Gehsteigen aufrief, wurden von der KPÖ in einigen Wiener Arbeiter:innenbezirken und in zahlreichen Provinzorten politische Kundgebungen organisiert. Die Aufrufe der KPÖ zum 1. Mai stand ganz im Zeichen des Kampfes gegen die »Notverordnungs-diktatur«, gegen die Kapitulationspolitik der sozialdemokratischen Parteiführung und für die Bildung einer antifaschistischen Einheitsfront. Nachdem die Partei am 1. Mai ihre Lebenskraft bewiesen hatte, holte Staatssekretär Fey zu einem schweren Schlag aus: Am 2. Mai wies er in einem Runderlass alle Polizeidienststellen an, »sämtliche leitenden Funktionäre« der KPÖ, die »Land-, Kreis-, Bezirks- und Zellenleiter« in Haft zu nehmen und Hausdurchsuchungen »wegen Gefahr im Verzug [...] auch ohne richterlichen Befehl« vorzunehmen. Die Lokale der KPÖ seien »ausnahmslos zu schließen«. Auf Grundlage dieses Erlasses fanden ab 3. Mai in ganz Österreich Razzien statt. 800 KPÖ-Funktionär:innen wurden in Haft genommen. Organisationen im Umfeld der KPÖ wie die Österreichische Arbeiterwehr sowie die Solidaritätsorganisation Rote Hilfe und Bund proletarischer Solidarität wurden behördlich aufgelöst.

Nach dem Verbot der Partei am 26. Mai wurden die nachgeordneten Sicherheitsbehörden angewiesen, die Bestimmungen der neuen Verordnung »mit Nachdruck« und »auf das gewissenhafteste und strengste zu handhaben«. Diese Maßnahme habe sich »im Interesse der öffentlichen Sicherheit und der schonungsbedürftigen Wirtschaft als unabweislich herausgestellt, um die staatsgefährliche und umstürzlerische Wühlarbeit dieser vollständig vom Ausland abhängigen politischen Gruppe wirksam zu unterbinden«. Erläuternd wurde festgehalten, dass »jedwede Betätigung durch Wort, Schrift oder Tat« vom Verbot betroffen sei, sowie »die Bildung und Fortführung von Parteiorganisationen [...] und kommunistischen Vereinen sowie die Haltung von Parteilokalen«, das Tragen von Parteiabzeichen und die Herausgabe oder Verbreitung von Druckwerken.

Mit dem Parteiverbot einher ging auch

der Verlust der kommunistischen Mandate auf Gemeinderats- und Bezirksratsebene. Die *Rote Fahne* konnte noch zwei Monate legal als »Privatblatt« erscheinen. Ab dem 11. Juli wurde der Vertrieb der Zeitung durch Straßenverkauf und Kolportage verboten. Die Zustellung war nur noch auf dem Postweg erlaubt. Am 22. Juli erschien die letzte Ausgabe der *Roten Fahne*, deren Erscheinen mit diesem Tag verboten wurde. Ab Mitte August konnte die KPÖ die illegale Herausgabe ihres Zentralorgans sichern.

Auf die Illegalität vorbereitet

Die KPÖ traf das Verbot nicht unvorbereitet. Angesichts der behördlichen Repressionen seit 1927 war die Partei frühzeitig darangegangen, sich auf eine mögliche Illegalisierung vorzubereiten und einen illegalen Organisationsapparat aufzubauen. Dennoch führte das Verbot zunächst zu einer organisatorischen Schwächung. Teile der Parteiführung und des mittleren Kadern wurden festgenommen, Verbindungen unterbrochen, mancherorts kam die organisierte Tätigkeit der Kommunist:innen ganz zum Erliegen. Der Wiederaufbau der Partei war ein langwieriger Prozess, die KPÖ war jedoch in der Lage, einen großen Teil ihrer Mitglieder für die illegale Arbeit zu mobilisieren, ihre Parteiorganisationen zu reorganisieren und schließlich ein ganzes Netz von Organisationen und Leitungen aufzubauen.

Ein Hintergrund des KPÖ-Verbots war der wachsende politische und ideologische Einfluss der Partei auf sozialdemokratische Arbeiter:innen, die vom Kapitulationskurs ihrer Parteiführung enttäuscht waren. War es der Regierung darum gegangen, diesen Einfluss auf oppositionelle Arbeiter:innen und eine weitere Linksentwicklung zu unterbinden, gelang es der KPÖ nun umgekehrt, aufgrund ihres konsequenten illegalen Kampfes gegen den Faschismus ihr Ansehen weiter zu stärken und ihre Basis in der Arbeiter:innenklasse sogar zu verbreitern. Nach den Februarkämpfen des Jahres 1934 entwickelte sich die KPÖ infolge des massenhaften Übertritts enttäuschter Sozialdemokrat:innen von einer kleinen und wenig einflussreichen Partei zu einer maßgeblichen Kraft innerhalb der österreichischen Arbeiter:innenbewegung. |



Wonne, Lust und Liebe

Schwerpunkt im Mai: Wonne, Lust und Liebe als politische Begriffe



DIESE SEITE

Franz Braun, Studie zu Another Tribute to Linda McCartney, 21 x 24 cm, 2020

SEITE 19

Franz Braun, Bildnis einer jungen Frau, 55 x 58 cm, 2016

Franz Braun lebt und arbeitet in Wien seit 2009. 2014 Diplom an der Universität für angewandte Kunst Wien / Institut für Bildende und Mediale Kunst / Abteilung Malerei. Würdigungspreis des Bundesministerium für Wissenschaft Forschung und Wirtschaft für das Diplomprojekt »Diamat«. Seit 2015 Herausgabe des gratis Faltblatts *Pirol*, bisher 13 reguläre Ausgaben. Seit 2016 selbstständig als freischaffender Künstler. 2018 Förderpreis für gegenständliche Kunst des Bodenseekreises (D). 2022 Gründungsmitglied von multi pull - Verein zur Förderung einer gemeinschaftlichen Kunstpraxis. Diverse Einzel- und Gemeinschaftsausstellungen und -projekte im künstlerischen und kunstpolitischen Kontext.

Für eine Politik der Zärtlichkeit

Danai Koltsida plädiert für einen Politikansatz der Menschlichkeit und der Gefühle

»Ruf mich an, wenn du ankommst.« Dies sind die Worte einer Mutter, kurz bevor wir die Haustür hinter uns schließen. Es ist die Botschaft der besten Freundin, wenn wir uns nach einer Nacht trennen. Seit jener schrecklichen Nacht des 28. Februar, als sich das katastrophale Zugunglück im griechischen Tembi ereignete, sind sie zu einem wichtigen Slogan geworden¹. Sie sind auf Straßen und Mauern zu lesen, wurden auf selbstgebastelte Plakate geschrieben, wurden zu Aufklebern an Schultaschen und auf Schulhöfen angebracht. Ein so einfacher und vertrauter Satz wurde zum mächtigsten Slogan, zum Motto eines der Höhepunkte der sozialen Mobilisierung der letzten Jahre in Griechenland, die sich dadurch auszeichnet, dass überwiegend junge Menschen daran teilnehmen. Wie konnte ein Satz, der voller Sorge und Zärtlichkeit ist, aber keine Klage, keine Forderung, kein Versprechen, keine Analyse enthält, so prägnant und besser als jeder andere ausdrücken, was so viele Menschen, die die Straßen und Plätze füllen, fühlen?

¹ Bei dem Zugunglück in Tembi waren die meisten der 57 Opfer Studierende, die nach einem verlängerten Wochenende an ihren Studienort zurückkehrten, viele von ihnen hatten ihre Eltern besucht.

Und, was noch wichtiger ist, ist es eine Ausnahme? War es die Art des Ereignisses – der tragische Unfall in Tempi –, die dem öffentlichen Raum und dem politischen Diskurs so entscheidend Emotionen aufzwang?

Das »Zeitalter des Geschlagenwerdens«

Der öffentliche Diskurs ist voll von Verweisen aufeinander folgende Krisen, Polykrisen, Permakrisen: Der Begriff »Krise« wird in allen möglichen Kombinationen verwendet. Unbestreitbar ist, dass der Alltag der »einfachen Leute« immer komplexer und schwieriger wird, unabhängig davon, wie jede:r Einzelne, jede politische Perspektive oder Richtung die aktuelle Situation analysiert.

Wenn die neue Generation die »geschlagene Generation« ist, die sich von den wiederholten Schlägen nicht mehr erholen kann, dann ist unsere Zeit analog dazu für alle, ob jung oder alt, das Zeitalter konstanter Schwierigkeiten, das »Zeitalter des Geschlagenwerdens«. Jeden Tag werden wir geschlagen. Meistens im übertragenen Sinne, manchmal buchstäblich.

Wir leben in kleinen, unzureichenden und dennoch sehr teuren Wohnungen, in heruntergekommenen Vierteln, mit verfallender – und manchmal gefährlicher – Infrastruktur. Wir arbeiten zu viel, bekommen wenig Lohn, unsere Freizeit wird immer knapper, Unsicherheit ist die Norm. Was ist, wenn wir krank werden, wer kümmert sich um unsere alten Eltern, wer kümmert sich um unsere Kinder – falls wir uns entscheiden welche zu bekommen – während der endlosen Stunden, die wir arbeiten

Das Geschlagenwerden, hinterlässt eine Spur. In unserem persönlichen Leben, in unserer geistigen und körperlichen Gesundheit und in jede:r:m einzelnen von uns, in unserem kollektiven sozialen Körper. Und das alles noch ohne auf das »große Ganze« einzugehen, ohne an Krieg, Klimakatastrophe, die nukleare Bedrohung zu denken – allesamt erschreckend präsent, auch wenn wir sie jeden Tag verdrängen. Ohne über die Qualität der Demokratie zu sprechen. Ohne sich die Mühe zu machen, über das noch kompliziertere und schwierigere Leben derjenigen zu sprechen, die wir gewöhnlich als »die andere Hälfte des Himmels« bezeichnen und die jeden Tag noch mehr Ungleichheit, Sexismus, geschlechtsspezifischer Gewalt

und sexueller Ausbeutung erleben. Ohne über die »Anderen« zu sprechen, über das Leben von Migrant:innen, über Rassismus, ohne über Behinderung zu sprechen. Da steigt der Schwierigkeitsgrad exponentiell an. Und die Prügel werden immer wörtlicher. Immer körperlicher.

Die Politik der Zärtlichkeit

Die Generation Z erlebt das alles intensiv und universell, die heutige Jugend hat nie etwas anderes gekannt, nichts von dem, was unsere frühere »Normalität« ausmachte.

Diese Generation ist nicht nur oder nur die »Krisengeneration«. Es ist die Generation, die »Ich glaube dir, meine Schwester« zu ihrem Motto machte, als die #MeToo-Bewegung aufkam. Es ist die Generation, die sich massenhaft impfen ließ, auch wenn die Impfstoffe damals in Frage gestellt wurden, aus Sorge und aufrichtiger Liebe zu den Menschen in ihrer Umgebung, den älteren Menschen. Es ist die Generation, die in den vergangenen Jahren an vorderster Front die Solidarität mit Migrant:innen organisiert hat. Es ist die Generation, die über alle Erscheinungsformen sozialer Ungerechtigkeit aufgebracht und betrübt ist, und gleichzeitig ist es die Generation, die die Aussicht auf eine offene Gesellschaft mit mehr Rechten für alle massiv unterstützt.

Eines der Merkmale der Politisierung dieser Generation ist gerade ihre persönliche Dimension. Das Politische und das Persönliche gehen ineinander über, verflechten sich und befruchten sich letztlich gegenseitig auf kreative Weise. Es ist das, was hier als »Politik der Zärtlichkeit« bezeichnet werden soll. Es ist die Antwort von »unten« auf die Schläge, die sie in jedem Aspekt ihres Lebens einstecken müssen. Es ist die Weigerung, so zu werden wie die da »oben«, die für die Schläge verantwortlich sind – seien es Politiker:innen, Chef:innen, ein sexistischer Nachbar, eine homophobe Kollegin oder ein missbrauchender Partner in ihrem Leben. Die Politik der Zärtlichkeit ist ihr praktisches Gegenstück.

Sie ist auf die Menschen und ihre Welt zugeschnitten, auf ihre Bedürfnisse und ihr Potenzial und auf alles, was sie auszeichnet, auch wenn es von der traditionellen Mainstream-Politik ausgeklammert wird.

Eine Ökonomie der menschlichen Bedürfnisse oder »Glück in der Wirtschaft«

Wenn die Pandemie etwas gebracht hat, dann ist es eine Überprüfung dessen, was für unser Leben, individuell und kollektiv, notwendig und wichtig ist. Die Debatte über die Ökonomie der Fürsorge – die formelle und informelle Ökonomie im Sinne von bezahlter oder unbezahlter Arbeit, die hauptsächlich von Frauen geleistet wird und sich auf die Bereiche Gesundheit, Kinderbetreuung, Sorge für ältere Menschen usw. bezieht. Sie wurde bis vor kurzem vor allem in der zeitgenössischen feministischen Bewegung geführt und ist nun zu einem zentralen Thema geworden. Auch die Bewertung der Berufe im Hinblick auf ihren gesellschaftlichen Nutzen und damit die symbolische und materielle Anerkennung, die sie verdienen, wurde – wenn auch nur vorübergehend – neu überdacht.

Dies ist eine Wirtschaftsdebatte, die sich von den »harten« makroökonomischen und fiskalischen Indikatoren entfernt, die den vorherrschenden Diskurs dominieren, die aber auch wirtschaftliche Argumente nicht außer Acht lässt, und die auf vielen Ebenen transformativ sein kann. Es ist ein wirtschaftlicher Ansatz, der dem »Zeitalter des Geschlagenwerdens« ein Ende setzen und die sozialen Wunden, die es aufgerissen hat, versorgen kann. Ein Ansatz, der die Marktkräfte oder den technischen Fortschritt den menschlichen Bedürfnissen unterordnen kann. Es ist schließlich eine Diskussion über die Wirtschaft, die den Parameter Glück einführt.

Emotionen in der Politik

Diese Herangehensweise an die Politik zeichnet sich durch eine persönliche Dimension aus, die Erkenntnis, dass in der Politik Platz für Emotionen ist.

Natürlich sind Emotionen in der Politik auch heute nicht nur nicht abwesend, sondern sie sind ein zentrales Element der Politik. Wir wissen viel über die Beziehung zwischen Emotionen und politischem/elektoralem Verhalten: Angst, Wut, Traurigkeit, Hoffnung – fast jede menschliche Reaktion auf äußere Reize hat eine politische Komponente. Der politische Diskurs, die politische Kommunikation, die Kampagnen sind darauf ausgerichtet, Emotionen anzusprechen oder gar hervorzurufen.

Offiziell wird Politik jedoch – vor allem in

ihrer institutionalisierten Form – als rationaler Entscheidungsprozess dargestellt, der frei von Emotionen ist. Das entsprechende Politiker:innen-Modell kann seine Gefühle beiseiteschieben und denkt »rational«. Gleichzeitig sind die Politiker:innen fast gezwungen, ihre »menschliche Seite« in den sozialen Medien und in vermeintlich »tiefgehenden« Interviews öffentlich zu zeigen.

Macht diese Entfernung der Emotionen aus der Politik, diese nicht letztlich unmenschlicher? Könnte es nicht sein, dass Emotionen – vor allem in Zeiten, in denen sich die politischen Dilemmata verdichten und gravierender werden – als moralischer Kompass fungieren könnten?

Die Verbannung von Gefühlen aus der Politik hat im Kern etwas zutiefst Elitäres. Nach der vorherrschenden Logik sind Gefühle etwas für die Massen, für das Volk, das – dumm wie es ist – von Emotionen getrieben wird. Emotionen werden als etwas, das das Subjekt manipulierbar macht, denunziert. Es sind die menschlichen Emotionen und letztlich der »einfache Mensch« selbst, gegen den oft der Vorwurf des Populismus erhoben wird.

Eine Politik für alle

Da Emotionen als eine vorwiegend »weibliche« Eigenschaft gelten, ist ihre Eliminierung aus der Politik eine weitere Möglichkeit, die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts aufrechtzuerhalten.

Wenn wir heute noch an den Dreiklang demokratischer Politik glauben – durch das Volk, mit dem Volk und für das Volk –, müssen wir die Politik aus den Händen ihrer Profis zurückholen, derjenigen mit »starken Mägen«, die in der Lage sind, die selbstverständliche und unvermeidliche Härte der politischen Arena auszuhalten, und sie den »normalen«, »alltäglichen« Menschen zurückgeben. Denen, die weinen, die niedergeschlagen sind, die Fehler gemacht haben, die bereuen, die es nicht mehr aushalten.

Wir müssen Platz für die Menschen schaffen. Es sind die Mädchen und Jungen, die »Ruf mich an, wenn du ankommst« oder »Ich glaube dir, meine Schwester« rufen. Es sind nicht nur die Männer, die mit dem Selbstbewusstsein ihrer erlernten sozialen Rolle ihren Platz im öffentlichen Leben behaupten. Es sind auch diejenigen, die

Danai Koltsida ist Juristin, Politikwissenschaftlerin, Direktorin des Nikos-Poulantzas-Instituts, der Stiftung von Syriza in Griechenland und Vizepräsidentin des europäischen Netzwerks und der Stiftung der Europäischen Linkspartei transform! europe.

Zuerst auf Griechisch in der Zeitschrift *Epohi.gr* erschienen. Dies ist eine gekürzte Version.

keine »Hosen anhaben«, die mit ihren Zweifeln und Unsicherheiten in den öffentlichen Diskurs treten. Sie sind nicht nur die leuchtenden Vorbilder der Jungen, Schönen, Gesunden und Erfolgreichen. Es sind auch Menschen, die Probleme haben, die Pech haben, Menschen, die am Leben zerbrochen sind. Für sie müssen wir Raum schaffen.

Nachtrag

Während der tragischen Stunden, in denen die Eltern der im Zug Verunglückten vor dem Krankenhaus in Larissa darauf warteten, das Schicksal ihrer Kinder zu erfahren, schickte mir meine beste Freundin eine Nachricht: »Ich wünschte, ich könnte dorthin gehen und sie alle einzeln in die Arme nehmen.« Letztendlich kann die Politik der Zärtlichkeit genau das sein: Eine kollektive Umarmung, die sich kümmert, tröstet, schützt, heilt, aber auch einschließt, jedem einzelnen von uns Vertrauen und Raum gibt. |

AUS DEM ZYKLUS WATTENMEER

VERONIKA LITSCHEL

Wege

Nun ist es still

Lange haben wir gesprochen und trotzdem weiß ich nicht, ob etwas zu Ende geht oder beginnt.

Ein Scheideweg entlang eines kleinen Kanals, der uns irgendwann vor den Deich bringt.

Werden wir hinaufsteigen und ins Ungewisse blicken werden wir uns umdrehen ins Bekannte oder werden wir jeder in eine andere Richtung gehen?

Ich will nicht allein weiter aber auch nicht so wie bisher.

Die vielen Etappen unserer Zweisamkeit, wir tragen sie in uns und vor uns her.

Wir haben uns als gegeben hingenommen, wir waren einfach.

Ich möchte wieder zu dir, dich nicht missen, dich nicht neben, sondern bei mir haben.

Nicht nur eine Leere füllen, sondern den Freiraum dich neu zu entdecken, mich auch.

Ich traue uns Neues zu das Auffinden von Nähe und Lust wie wir sie bisher nicht gekannt haben.

Das will ich.

Kommst du mit?

Beziehungsspiele – zum Ende hin

»Ich liebe doch alle, alle Menschen – Ich liebe doch, ich setze mich doch dafür ein, also ich bitte um Verständnis, wenn ich das gemacht haben sollte, dann bitte ich um Verzeihung für diesen Fehler.« (Erich Mielke am 13. November 1989 vor der Volkskammer der DDR)

Der Fall der Mauer und der Zusammenbruch des Warschauer Paktes hat zu geopolitischen wie emotionalen Verwerfungen geführt, in deren Falten wir uns heute zu bewegen versuchen. Dabei sind Paternalismus und Patriarchat zwei ganz üble Genossen.

Essay von Heide Hammer

Wer die Genoss:innen erst dann kennengelernt hat, als von ihrer früheren Macht – gestützt auf einen entsprechenden Apparat – nicht mehr viel übrig war, kann froh sein, erklärte mir eine ältere Parteigängerin während einer Demo. Wenn es um das Ende eines gemeinsamen Weges geht, ist es wesentlich, wer sich wie trennt. Zwar fällt das Ende des Stalinismus nicht mit dem Tod Stalins zusammen, dennoch kann man immerhin getrost festhalten, dass eine Trennung von der KPÖ keine tödlichen Konsequenzen hatte, aber Freundschaften und innige Beziehungen beendete. Ebenso interessant ist, wie es ab den 90er Jahren weiterging, welche Transformationen geglückt sind und von welchen Herrschaftsgesten man sich zunehmend verabschiedete. Da ist den Genoss:innen zu danken, die teilten und geblieben sind, selbst wenn das K obsolet bis tabuisiert war, und sich für Bündnisse öffneten.

Die Partei, die Partei, die hat immer Recht

Für das Verstetigen eines politischen Zusammenhangs, um nicht immer von vorne anzufangen oder gar in neoliberaler Projektlogik aufzugehen, gibt es auch heute gute Gründe. Ob die Parteiform die richtige ist und welches Organisationsmodell sich diese gibt oder mit einem Eintritt in den politischen Zusammenhang übernommen wird, ist jeweils zu erwägen. Es ist ein ständiges Beziehungsspiel mit durchaus sadomasochistischen Zügen: Dominanz, Unterordnung und die Lust, »Wahrheit« zu verbreiten, finden sich jedenfalls auch in religiösen und politischen Kontexten. Dann ist keine inhaltliche Differenz zu gering, um heftige Auseinandersetzungen zu provozieren. Wie viel Porzellan auf dem Weg der Trennung, die aus der Nachbetrachtung unausweichlich erscheinen mag, zerschlagen wird oder wer sich eher still zurückzieht, steht zwar im Vordergrund, dahinter wüten Gruppendynamiken. Das alte Lamento über das Fehlen einer geeinten (jedenfalls starken) Linken, die längst in der zentralen Auseinandersetzung reüssiert hätte, wenn die kleinlichen Differenzen nicht ständig dominierten, die Nabelschau den politischen Kampf verdrängte oder die Befindlichkeiten der jeweils Ande-

ren den Erfolg verhinderten, macht hier den Grundton. Emotionen haben oder tragen dann diese als Andere Identifizierten in die Bewegung hinein: Die Frauen, zwar lange schon völlig gleichberechtigt, wären da nicht die Einkommens- und Vermögensunterschiede, die aber auf die zentrale, ökonomische Auseinandersetzung zurückzuführen sind. Die Jungen, das ist am ehesten berechtigt, jung war man schließlich auch mal selber und das war schön. Die Antideutschen mit ihrer Fixierung auf den Antisemitismus in der Linken, vielleicht ein Nebenschauplatz, daher gut geparkt an der Universität. Die antirassistischen Kämpfe, können hierorts auch leicht an die jeweilige Gruppe Betroffener delegiert werden. Die trans Personen, deren Anliegen sowieso mit den Allermeisten gar nichts zu tun haben. Wären diese nicht im Bunde mit den Queer-Feminst:innen, die auch von Intellektuellen plötzlich Reflexion über die eigene Position fordern und weiße Männer als alte weiße Männer bezeichnen, was schmerzt. Würden diese »Nebenwidersprüche« durch eine ordentlichen Kader-Politik mit klaren Gegner:innen, richtigen Strategien und der Parole Klassenkampf gelöst oder gar verpuffen?

Gegen Arbeitsteilung in Parteien und Beziehungen ist nicht viel einzuwenden, aus der überkommenen Trennung von Hand- und Kopfarbeit, von Entscheidungsmacht und treuer Erfüllung auch noch so unsinniger Vorgaben oder neurotischer Gewohnheiten wird wohl ohnehin nichts mehr. Die erfolgreichen Repräsentant:innen der KPÖ (Kaltenegger, Kahr oder Dankl als pars pro toto einer politischen Strategie) zeichnen sich eher durch ein Hands-on als durch große Vorsitzallüren aus. Andere haben den europäischen Zusammenhang genutzt und die beinahe verlorene internationale Perspektive feminisiert und transformiert. Doch wenn weiße Männer tatsächlich alt werden und es mitunter auch sehr schwer fällt, einen Schritt zurückzutreten und einen neuen Platz einzunehmen, so mag es nicht verwundern, wenn der eine oder andere absichtsvoll gegen ein Schienbein tritt oder nicht hören kann, dass andere auch Gefühle haben und diese sogar artikulieren. Zudem fehlt das Referenzwissen, weil man zwar jetzt den

»traditionellen« Feminismus verteidigt – ohne sich diese Position je angeeignet zu haben, aber verständlicher ist »Das andere Geschlecht«, solange die Eindeutigkeit der Kategorie nicht in Frage gestellt wird. Das Autoritäre bricht plötzlich wieder durch, selbst dann, wenn man die Bewegung um individuelle Freiheiten 68 und folgende stets befürwortet hat, wobei die Geschichte der Partei in dieser Zeit auch nicht nur rühmlich war.

Vielleicht geht es schlicht um die eigene Verletzlichkeit, die gerade dann deutlich wird, wenn das Alter unweigerlich zu Verlusten führt. Wie man damit auch umgehen kann, könnten die Genossen von ihren Altersgenossinnen lernen, allen voran offen und respektvoll

Gehen oder bleiben

Die einen schlagen zum Abschied wild um sich und manch geneigter Beobachter sagt, »Jö schau, der trifft doch was, mit der geopolitischen Einschätzung« – das Lieblingsspiel alter Männer – »bin ich einverstanden, es ist wichtig zu wissen, wer der Feind ist (und der Feind meines Feindes ...)« Dagegen bleibt doch einzuwenden, dass in der Logik des »wer gegen wen« die Zwischentöne längst abhandengekommen sind und die Sehnsucht nach Eindeutigkeit destruktiv wird. Die als Identitätspolitik oder als Political Correctness abgewertete Position markiert den Feind im Inneren, wie tief innen der sitzt, ist eine Fleißaufgabe für die Küchenpsychologie. Vielleicht geht es schlicht um die eigene Verletzlichkeit, die gerade dann deutlich wird, wenn das Alter unweigerlich zu Verlusten führt. Wie man damit auch umgehen kann, könnten die Genossen von ihren Altersgenossinnen lernen, allen voran offen und respektvoll. »Ich bin nicht die Zukunft«, sagt eine ältere Freundin öfter – es geht allerdings nicht nur um individuelle Zukunft, deren Ende ist zwar für alle gleichermaßen absehbar und doch ungewiss. Es geht um das generelle Konzept von Zukunft, eine Überlebensperspektive auf diesem beschädigten Planeten, eine gar nicht neue Erkenntnis, die nur langsam sickert und by und with heart gelernt werden will. Gerade beim Blick über den Tellerand – in globaler oder tatsächlich geopolitischer Perspektive – kann man sich auch mal eingestehen, dass man wohl einiges verbockt haben muss, sonst säßen wir nicht so tief in der Scheiße. Denn irgendwas wird die Geschichte ja doch mit ihren Akteur:innen zu tun haben, oder war man am Ende ohnehin nie into it? |

Kraftquelle Natur

Das Kinderprogramm »Der Stadtnatur auf der Spur« ist ein Angebot zur Sensibilität von jungen Menschen. Von Peter Weish

Unsere frühen Vorfahren waren Baumbewohner*innen in dichten Wäldern. Klimaveränderungen zwangen sie dazu, sich an den lichten Baumbestand von Savannen anzupassen. Dieses alte Erbe der Savannenbewohner*innen ist in uns noch lebendig, so dass wir lichte Wälder – den Lebensraum unserer fernen Vorfahren – als schön empfinden und uns darin wohlfühlen. Die wohltuende Wirkung von Pflanzen auf die menschliche Psyche ist offenbar ein uraltes Erbe der Menschen. Sie geht so weit, dass der Zivilisationsmensch seinen*ihren Wohn- und Arbeitsbereich mitunter sogar mit Pflanzenattrappen aus Kunststoff ausstattet oder eine ganze Wand mit einer Wald-Tapete verziert.

Der Zusammenhang zwischen Naturerleben und seelischem Wohlbefinden ist seit langem bekannt. Englische Parks orientieren sich an diesem ästhetischen Bedürfnis. Psycholog*innen orten in der Naturentfremdung der Stadtmenschen eine der Ursachen der immer häufiger werdenden psychischen Erkrankungen. In seinem Buch *Kraftquelle Natur. Seelisch-nervliche Hygiene im Alltag* (1981) behandelte der Psychologe

Max Piperek diese Thematik. Heute leben Millionen Menschen in einer künstlichen Umwelt, die ihre Anpassungsfähigkeit überfordert. Stress, Hektik, ungesunde Ernährung, aufgestaute Aggressionen und Bewegungsmangel wirken negativ auf Körper und Geist. Zum Ausgleich, zur Regeneration ist Entspannung und Bewegung notwendig, am besten in freier Natur. Max Piperek schreibt: »Haben Sie schon einmal das Wunder einer sonnigen Maiwiese erlebt? Wenn der Duft unzähliger Blüten mit dem warmen Frühlingswind über die gebärende Erde hinweghaucht? Wem dabei nicht das Herz aufgeht, dem ist auch mit allen Medizinen nicht zu helfen... Das wiederholte und intensive Erleben kosmischer Ordnung und Schönheit, wie es die intakte Natur vermittelt, stellt mithin ein unentbehrliches Lebensmittel der geistigen Entwicklung dar. Es ist Aufgabe der Psychoökologie, diese Zusammenhänge zu erforschen.«

Der kürzlich verstorbene junge Biologe Clemens Arvay hat sich intensiv mit den Beziehungen zwischen Umwelt und Gesundheit befasst. Er schreibt: »Die Ökopsychosomatik ist als angewandte Gesundheitsökologie zu betrachten. Sie versucht, Krankheit und Genesung im klinischen Kontext umweltbezogen zu verstehen, bezieht also auch Umwelteinflüsse gezielt in die Therapie von Krankheitszuständen ein, beispielsweise durch die Nutzung von Naturreizen und Naturerfahrung in der Psychiatrie sowie Neurorehabilitation, oder durch die Nutzung sekundärer Pflanzenstoffe im direkten Kontakt zu Ökosystemen zur komplementären Unterstützung von Immunfunktionen. Hierfür ist waldmedizinische Intervention ein Beispiel, die in Japan und Südkorea bereits intensiv genutzt und von staatlichen Krankenkassen finanziert wird.« Es wurde nachgewiesen, dass bereits der Anblick eines Baumes durch das Fenster des Krankenzimmers den Heilungsvorgang positiv beeinflusst. Erklärungen solcher Effekte kann die moderne Psychoneuroimmunologie (PNI) oder Psychoimmunologie liefern, ein interdisziplinäres Forschungsgebiet, das sich mit der Wechselwirkung der Psyche, des Nervensystems und des Immunsystems beschäftigt. Seit Jahren wird die Gartentherapie erfolgreich bei psychischen Erkrankungen praktiziert. An

der Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik wird dazu ein »Universitätslehrgang Gartentherapie – Garten und Pflanzen als therapeutische Mittel« angeboten.

Den glücklichen Umstand, dass Wien von einem Wald- und Wiesengürtel umgeben ist, verdanken wir Josef Schöffel, der sich um 1870 im jahrelangen Kampf erfolgreich gegen korrupte Machenschaften eingesetzt und die Privatisierung und völlige Devastierung des Wienerwaldes verhindert hat. Die Entwicklung »Beton gegen Natur« ist aber auch im Wiener Raum seither ständig weiter gegangen. Viele Naturflächen wurden verbaut. Umso wichtiger ist der Schutz und umso höher der Wert der noch verbliebenen Naturelemente in unserer Stadt, um deren Bewahrung ständig gerungen wird. Wien weist noch immer eine hohe Artenvielfalt auf und ist Heimat so mancher streng geschützter Tier- oder Pflanzenart.

Zielgruppen: Kinder und Jugend

Bekanntlich ist man nur bereit, das zu schützen, was man kennt und wertschätzt. Daher ist es besonders wichtig, vor allem Kinder mit Natur in Kontakt zu bringen. Das macht z. B. der Verein »Umweltspürnasen-Club«, der 1983 gegründet wurde. »Seither sind die Umweltspürnasen in kleinen Gruppen nicht nur auf Entdeckungsreisen in unterschiedlichen Lebensräumen unterwegs, sondern werden auch am Mikroskop und beim Experimentieren für die Welt der Wissenschaft begeistert. Die Betreuung der Naturforscher erfolgt durch junge Biolog*innen, Ökolog*innen oder Landschaftsplaner*innen, die zusätzlich eine spezielle clubinterne Ausbildung zur Motivation von Kindergruppen und Schulklassen erhalten«. Beim Lehrteich im Wiener Türkenschanzpark werden Schulklassen mit der einheimischen Wassertierwelt vertraut gemacht. Traditionreich ist der Naturschutzbund Wien, der ein reichhaltiges Vortrags- und Exkursionsprogramm für Naturinteressierte bietet. Das Kinderprogramm »Der Stadtnatur auf der Spur« wird mit Partnerorganisationen – der Naturschutzjugend, dem Ökosozialen Forum Wien, der Bioforschung sowie einigen weiteren Institutionen – fortgesetzt. Ziel des Projektes ist es, Kindern die Gelegenheit zu bieten, mit der Natur in

Da auch wir als Europäer*innen fruchtbares Land in den Tropen beanspruchen, indem wir Kaffee, Südfrüchte oder Produkte konsumieren, die Palmöl enthalten, müssen wir uns auch in den Tropen als Naturschützer*innen engagieren

Kontakt zu kommen und in der Naturerfahrung eine aktive Beziehung zu ihren natürlichen Lebensgrundlagen aufzubauen. Dies ist eine wichtige, unverzichtbare Grundlage für die Sensibilität der jungen Menschen in Hinsicht auf Klima- und Umweltschutz sowie in weiterer Folge für ein Nachhaltigkeitsverständnis in Bezug auf Themen wie Mobilität, Ernährung, Konsum und vieles mehr.

Auch heuer wird es zwischen Mai und August für Kinder zwischen 5 und 12 Jahren Outdoor-Angebote, Workshops und gemeinsame Lernmöglichkeiten im Wald und in verschiedenen urbanen Naturräumen geben. Das Programm 2023 ist dem Thema »Stadt und Wald« gewidmet und wird die Vernetzung urbaner Lebensräume mit dem Ökosystem Wald und die Bedeutung der Biodiversität dieser Lebensräume zum Inhalt haben. Die Themen Lebensgemeinschaften in der Tier- und Pflanzenwelt sowie die Wichtigkeit des Ökosystems Wald für unser Klima werden dabei im Vordergrund stehen.

Derzeit wird in Besorgnis erregendem Ausmaß artenreicher Tropenwald in Ölpalmen-Monokulturen umgewandelt oder auf andere Art zerstört, obwohl die Bedeutung von Wäldern für das lokale und das Welt-Klima sowie für die Bewahrung der Artenvielfalt entscheidend wichtig sind. Da auch wir als Europäer*innen fruchtbares Land in den Tropen beanspruchen, indem wir Kaffee, Südfrüchte oder Produkte konsumieren, die Palmöl enthalten, müssen wir uns auch in den Tropen als Naturschützer*innen engagieren. Das betreibt der Verein »Regenwald der Österreicher«, derzeit mit Projekten der Wiederbewaldung in Costa Rica.

Die Biosphäre unseres Planeten ist einzigartig, grundlegend und lebenswichtig für alle. Aus Solidarität mit künftigen Generationen und aus Verantwortung auch für nicht-menschliches Leben ist es unsere Aufgabe, die Kraftquelle Natur vor Zerstörung zu bewahren. |

Peter Weish hat in Wien Physik, Chemie und Biologie studiert und ist für das Fach Humanökologie habilitiert. Seit den frühen 1970er Jahren ist er im Naturschutz und in der Ökologiebewegung aktiv, seit einigen Jahren auch in der Friedensbewegung. Er ist Lehrbeauftragter für Umweltethik an der Universität für Bodenkultur.



Everybody should like everybody

(Dis)harmonische Reflexionen von
Klemens Herzog und Leonore Beranek

An einer verglasten Fassade eines Hochhauses in der Wiener Leopoldstadt prangt in großen gelben Lettern der Schriftzug »EVERYBODY SHOULD LIKE EVERYBODY«. Jede*r soll jede*n mögen. Tausende Menschen passieren jeden Tag diese Botschaft. Und dennoch leben wir in einer Gesellschaft voller Abneigung, Missgunst und Gewalt. Bemerkenswert, oder? Wo wir doch von klein auf zu hören bekommen: »seids lieb zueinander«. Die (groß-)elterliche Spielart eines Verses aus dem Johannes-Evangelium: »An eurer Liebe zueinander wird jeder erkennen, dass ihr meine Jünger seid.«

Das erinnert mich an jene Zeit, als ich noch gebetet habe. Das war so Mitte der Neunziger und ich ein Kind. Jeden Sonntag war ich mit in der Kirche. Wie das mit dem Beten geht, war mir also bekannt: Den lieben Gott anrufen. Dabei die Hände zusammen. Und ihn um etwas bitten. Eine andere Routine in meiner Familie war die Zeit im Bild. Die lief jeden Abend, Josef Broukal hat moderiert. Damals wie heute waren die Nachrichten nicht immer schön anzusehen. Vor allem für ein Kind. Wenn es

besonders schlimm war, dann habe ich im Dunkeln, beim Einschlafen, gebetet. Für den Frieden, dass es keinen Krieg gibt, dass niemand hungern muss. Dass alle alle mögen. Und niemandem etwas zu Leide getan wird. Das habe ich mir wirklich gewünscht.

Jahre später erscheint vieles in einem anderen Licht. Und dennoch ist der kindlich anmutende Wunsch einer allumfassenden Harmonie und Friedfertigkeit, der sich in diesem »everybody should like everybody« widerspiegelt, immer noch verlockend. Zumindest als flüchtiger Gedanke, der die Fassungslosigkeit umkreist, wenn Raketen auf Spielplätzen einschlagen, beim Anblick von Bildern frischer Gräber auf den Soldatenfriedhöfen dies- und jenseits der Front, oder wenn ich vom so und so vielen Femizid in diesem Jahr lese.

»Everybody should like everybody«, für mich: ein markiger Spruch unbekannter Herkunft mit harmonischer Assoziation, an einer Hauswand, am Weg in den Kindergarten meiner Tochter. Für Kenner:innen der Popkultur ein Zitat von Andy Warhol. Mich führte erst eine Google-Suche zum Urheber. Diese spuckt zunächst eine schier endlose Aneinanderreihung inspirierender Bildchen und Abdrucke mit dem Zitat aus. Unter all dem Kram, den die Suchmaschine hervorbringt, befindet sich aber auch eine wahre Perle. Ein Artikel der amerikanischen Kulturwissenschaftlerin Jennifer Sichel. Sie beleuchtet die weitgehend unbekannte Geschichte hinter dem oft isoliert dargestellten Warhol-Zitat. Ihren Ursprung haben die Worte laut Sichel in einem Gespräch zwischen Warhol und dem Kunstkritiker Gene Swenson, das 1963 im Magazin *Art News* veröffentlicht wurde. Eine erst 2016 von Sichel gefundene Tonbandaufnahme offenbart jedoch erhebliche Unterschiede zwischen dem geführten und dem veröffentlichten, mutmaßlich von den Herausgebern zensierten, Interview.

So lag ein Hauptaugenmerk des über eineinhalb Stunden geführten Gesprächs auf der Beziehung der Pop-Art Bewegung zur Homosexualität. Im veröffentlichten Interview wurden alle Passagen, die das Thema Sex und Homosexualität ansprachen, gestrichen. So sollen laut Sichel auch die Worte »Well, I think everybody should like everybody« in einem gänzlich anderen Kontext als schlussendlich veröffentlicht gefallen sein. Und zwar wie folgt:

Warhol: Well, I think everybody should like everybody.

Swenson: You mean you should like both men and women?

Warhol: Yeah.

Swenson: Yeah? Sexually and in every other way?

Warhol: Yeah.

Swenson: And that's what Pop art's about?

Warhol: Yeah, it's liking things.

Durch die ursprüngliche Zensur und wohl auch andere Einflüsse wandelte sich die queere Provokation in ein lebensfrohes Mantra zum Aufhängen an Klo-, Küchen- oder Wohnungstür. Wer sich mit Klein-Klein nicht zufrieden gibt, pflastert es weithin sichtbar an eine Hauswand. Oder widmet dem Zitat zwei Seiten in einem der besten Polit-Magazine dieses Landes. Das ist nämlich das Schöne an diesen Allerweltssprüchen: dass wir sie drehen und wenden und lustvoll über sie nachdenken und diskutieren können. |

»Everybody

should like everybody«, der erste Reflex: nein, ich will nicht alle mögen, ich will mich deutlich und laut abgrenzen können, Differenzen benennen und ja, auch bestimmte »everybodys« ablehnen dürfen. Ich war noch nie eine überzeugte Anhängerin davon, die Leute dort abzuholen, wo sie stehen und auf ihre Ängste einzugehen, wenn sie in einem rechten, diskriminierenden, rassistischen, antifeministischen Schwall, laut und leise, offen und verdeckt, daherkommen. Nun könnte eingewendet werden, wenn eben alle alle mögen, dann gibt es diese Abgrenzungsnotwendigkeiten nicht mehr, denn – wenn wirklich zu Ende gedacht – dann ist Diskriminierung, Rassismus, Antifeminismus und vieles mehr ja obsolet. Und das ist eine Botschaft, möglicherweise die eigentliche Aussage. Für die einen vielleicht eine Utopie, für die anderen ein nichterreichtes, mal mehr, mal weniger angestrebtes Ziel.

Die Liebe und Lust an der politischen Auseinandersetzung, die es braucht, um Dranzubleiben, entsteht wohl in erster Linie nicht aus dem Wunsch nach Harmonie. Widerspruch und Veränderung, Kampf und Gestaltung sind Begriffe, die für mich näher liegen. Und ein aus der Mode gekommener, manchmal leicht belächelter Ansatz: Solidarität. Kommt etwas abgeschmackt daher, irgendwie überlebt. Insbesondere in der Gewerkschaft scheint es eine Hülle ohne Inhalt, ein Anstreifen an linke »Gesinnung«, herausgeholt zum jährlichen Aufmarsch. Sie wieder mit Inhalt zu füllen, ist ein dringendes Bedürfnis, zumindest von mir. In einem kompetitiven Kapitalismus, der auf ein stetiges »Schneller, Weiter, Höher« für wenige ausgerichtet ist, mit den Vielen, die versuchen hinterherzukommen, muss diese Hülle wohl weitgehend leer bleiben. Aber hier ist die Differenz zu »everybody should like everybody«. Denn »mögen« ist keine politische Kategorie, sondern ein Gefühl. Solidarität hingegen ist ein Konzept, mit vielen verschiedenen Ausformungen, aber im Kern antikapitalistisch und grundlegend für eine Gesellschaft, in der ich leben will. Hoffentlich verkommt sie nicht gänzlich zur Utopie. |

Dieser Spruch von der Liebe, die durch den Magen geht, lässt möglicherweise eine zu selten gestellte Frage unbeantwortet, nämlich wo sie, die Liebe, dann hingeht. Und warum durch den Magen? Dieser, ein Durchgangskammerl, was nimmt der noch alles auf, was bleibt liegen, wird vergessen, bricht sich urplötzlich Bahn, ist auf Durchmarsch eingestellt, schlägt sich ganz heftig drauf? Und wo geht das dann hin? In die Dunkelkammer im Gehirn? In die Vorratskammer in der Leber eventuell? Oder undergroundmäßig in die Kryptoarchitektur. Die geordnete Anarchie des Körpers schlägt Antworten vor und vollendet oft Tatsachen, die noch auf dem Weg sind. Und was geht noch durch, neben dem schon erwähnten, oft wahnhaft organisierten, Gefühlsblock? Hass, Wut, Wurschtigkeit, Angst, Hetzerei etc. Magenbitter helfen oft den Magensäften, bevor die Leber versteinert oder der Pankreas in den Vernichtungsmodus eintritt und krebelt.

Und vor allem auch: der Hunger geht durch den Magen. Und sucht sich seinen Weg inner- und außerhalb von Körpergestalten, um den Magen, altnordisch Beutel genannt, als Auffanglager für Essens-, Trinkens- und Gefühlswertes zufriedenzustellen oder auch nicht. Neuere Werbemaschen beschreiben Produkte als »mit Liebe gebacken, gekocht, gekeltert, gebraten, gebrannt etc.«, was soll da gedacht, transportiert, verspeist und vor allem gekauft werden? Oder: eine sehr beliebte Ami-Floskel: ich liebe dies und das und dich und überhaupt. Und das geht dann alles durch den Magen und ins Übergewicht.

Einer, der nicht zwangsverhungert war, sondern eher das Gegenteil, also sich selber dickgejausnet hatte, war eine sehr berühmte Person, eingegangen in eine Menge von Erzählungen. Der »göttliche Marquis«, wie er in England und Frankreich von seinen Anhängern genannt wird, von den anders Eingestellten als wahnsinnig Perverser

bezeichnet, D. A. F. de Sade. Fast allen oder sehr vielen bekannt als Namensgeber für drangsalierende Sexpraktiken und terroristische Übergriffe auf alle Geschlechter. Der deutsch-österreichische Psychiater Richard von Krafft-Ebing übernahm aus Frankreich den schon damals verwendeten Begriff und ergänzte ihn mit der Ableitung von Sacher-Masow, der Liebe zu Gequältwerden, und die Kombi war hergestellt, der Sado-Masochismus.

Wer aber war, wenigstens in Mini-Partikeln erwähnt, der göttliche Marquis? Schon als relativ jugendliche Person, aus provencalischem Adel, jung verheiratet durch den Vater, dadurch reich und ohne größere finanzielle Sorgen, offensichtlich ein kluger und wissbegieriger Feschak, ohne größere Hemmungen anderen Menschen gegenüber, egal welcher Konstitution, Herkunft und welchen Sex-Outfits, kam er bald in Konflikte. Vor allem mit der Kirche und sogenannten Obrigkeiten, wegen Blasphemie, Gotteslästerung, missbräuchlicher Verwendung von Kircheninterieur wie Hostien, Kelchen und Kruzifixen, lernte er bald die gewaltigen »Menschenbewahranstalten« von innen kennen. Durch sein Interesse und Getriebensein, neue Erkenntnisse zu inhalieren, seine Ablehnung von autoritären, idiotischen, heuchlerischen Zwangsbeglückungen und Vorschriften, war er immer dabei, auszubohren, auszubrechen. Seine Liebe und Verpflichtung galt dem Theater, einer »moralischen Anstalt«. Bewundert wurde er als Vollender der Aufklärung, als Vorkämpfer sexueller Befreiungen, als bösartig brillanter Romanschreiber. Von seiner sehr loyalen Ehefrau ließ er sich haufenweise Bücher in die diversen Gefängnisse bringen und er hatte noch ein weiteres für Angehörige seiner Klasse leistbares Hobby: nämlich das ausdauernde Essen von Süßigkeiten und eines damals noch zum Teil als Medikament in Apotheken erhältlichen Genussmittels: der »Speise der Götter«, Theobroma cacao, der Schokolade. Seiner Frau schrieb er Einkaufslisten, und sie musste wohl tüchtig einkaufen:

Liebe geht durch den Magen

Angaben zur Schokolade aus: Sophie & Michael D. Coe: Die wahre Geschichte der Schokolade, Frankfurt am Main 1997.

Sexarbeiterinnen von Wien unite!

Zwei Wiener Sexarbeiter*innen, über Selbstorganisation, Arbeitsbedingungen und die Pläne für ein queeres Bordell in Wien. Interview von **Diana Leah Mosser**

Schoko-Creme, Schoko-Pastillen, Tafeln, Biskuits, und auch noch etwas, das fast gar nicht bekannt ist, Kakaobutterzäpfchen gegen seine Hämorrhoiden, ein Medikament aus Martinique. Er wünschte sich auch hin und wieder Schoko-Kuchen, die so schwarz sein sollten wie »der Arsch des Teufels«, mit ebenso schwarzer Glasur und Füllung. Seine, so wird berichtet, immense Lust auf Süßes korrespondierte offensichtlich mit seiner erzwungenen Unbeweglichkeit und Ohnmächtigkeit in den Gefängnissen, mit seiner Beschreibungs- und Zeichnungssucht. Immerhin verbrachte er dreißig Jahre hinter dicken Mauern. Und diese Zeit ließ ihn von einem zarten Jüngling zu einem Fass anwachsen. Drei Regime erlebte er: die Monarchie, die Republik und Napoleon, über allen kirchliche und andere religiöse Schwebstoffe. Unter Napoleon wurde er schließlich in eine »Irrenanstalt« eingewiesen, in der er auch mit 74 Jahren starb. Sade ist ein Beispiel dafür, wie sich eiserner Zwang von außen in den Magen und in frei flottierenden Mäandern ins Gehirn durchschlägt. Und so ist das mit der Liebe: sie geht durch den Magen und landet manchmal im Irrenhaus.

Übrigens: De Sades *Die 120 Tage von Sodom* ist mittlerweile als französisches Kulturgut in Paris aufbewahrt. Es ist dies ein Werk, das er im Gefängnis in winzigster Schrift, auf einer zwölf Meter langen und elf Zentimeter breiten Papierrolle niedergeschrieben hat. Dieser sein berühmtester Roman spielt in einem zugemauerten Schloss im Schwarzwald, in dem sich durch Steuerbetrag reich gewordene »Wüstlinge«, wie es heißt, längere Zeit exaltierend aufhalten.

Um möglicherweise Magen und Nerven für wärmere oder gar heiße Tage zu präparieren, hier ein richtig üppiges Rezept für ein Schoko-Eis: Viel, d. h. 2 Becher Schlagobers, dieselbe Menge süße Kondensmilch, Vanille, 5 Eßlöffel schwarzen Kakao, 1 Prise Meersalz, der Reihe nach schlagen, dann mischen, in eine Form leeren und ca. 12 Stunden tiefkühlen. Je mehr Zucker verwendet wird, umso cremiger wird das Ganze, es ist auch ein Frostschutz, d. h. keine Eiskristalle aufm Eis. Wer Eier nicht ablehnt – Ei ist ein Emulgator, Bindemittel – gibt solche noch dazu. Und zum Schluss ev. eine Folie aufs Eis drücken. |

SCHWERPUNKT WÖHNE, LUST UND LIEBE

Ich sitze hier mit Em und B vom Queer Sex Workers Collective (QSWC). Könnt ihr die Gruppe vielleicht kurz vorstellen? Wie lang gibt es euch, was treibt ihr so?

EM: Die Idee zum Kollektiv ist Ende Februar am Rande einer SPÖ-Veranstaltung entstanden, uns gibt es also noch gar nicht so lange. Wir sind eigentlich in der Gründungsphase und erst am Erarbeiten, was wir alles machen wollen. Ideen dazu gibt es jede Menge, da viele von uns auch verschiedene Backgrounds haben.

B: Wir machen uns zum Beispiel Gedanken über ein Positionspapier, da wir auch gesellschaftlich und politisch nach außen treten wollen.

Die SPÖ trägt zur Vernetzung von Sexarbeiter*innen bei? Hätt' ich mir nicht erwartet. Wie lief das?

EM: Es war eigentlich eine Veranstaltung, bei der massiv gegen Sexarbeit gehetzt wurde. Ich habe noch nie so viel Misogynie und Sexismus von sogenannten Feministinnen auf einmal gehört. Dort als Sexarbeiter*in drinnen zu stehen war emotional schon eine sehr zache, belastende Angelegenheit.

Was daran am meisten gestört hat, waren die üblichen Lügen, die über das Sexkaufverbot verbreitet werden. Sexarbeitsgegner*innen geben vor, nur das Beste für uns zu wollen. Aber im Grunde geht es darum, die Sexarbeit komplett aus der Gesellschaft auszulöschen, sie unsichtbar zu machen. Das von vielen Gegner*innen der Sexarbeit beworbene »nordische Modell« basiert auf der Kriminalisierung der Kunden. Dann wird behauptet, es richte sich nicht gegen Sexarbeiter*innen. Aber was gerne verschwiegen wird: Es ist in Schweden indirekt auch verboten, Räume –

also auch die eigene Wohnung – an Sexarbeiter*innen zu vermieten, Sexarbeiter*innen dürfen sich nicht gegenseitig bei der Arbeit unterstützen, Partner*innen, Mitbewohner*innen sowie Freund*innen und Bekannte machen sich strafbar, wenn sie durch Mietbeiträge oder Geschenke von Einkünften aus der Sexarbeit profitieren. Selbst Babysitter*innen, die durch die Kinderbetreuung der Erzielung von Einkünften durch Prostitution dieser Vorschub leisten, machen sich strafbar. Das schwedische Modell kriminalisiert Sexarbeit zur Gänze.

Das Sexkaufverbot verschiebt die Sexarbeit zurück in den illegalen Bereich. Sexarbeiter*innen sind dadurch einem erhöhten Risiko von Gewalt ausgeliefert, die Stigmatisierung steigt an und die Preise werden gedrückt. Denn welcher Kunde will schon viel zahlen, wenn er sich selbst einem rechtlichen Risiko aussetzt? Die Mobilisierung für das nordische Modell hat selbst eine Stigmatisierung zur Folge, die diese Mechanismen ebenso befördert.

B: Ich kann da Em nur zustimmen. Länder brüsten sich in dem Kontext damit, gegen illegalen Menschenhandel vorzugehen, dabei sorgen sie hauptsächlich dafür, vielleicht aus einer Verblendung heraus, Sexarbeitende in die Illegalität zu treiben, ohne tatsächlich etwas gegen den Menschenhandel zu tun.

Könnt ihr uns eine kurze Einführung geben, welche Sparten und Einrichtungen der körperlichen Sexarbeit es eigentlich gibt? Was ist ein Bordell, was ist ein Laufhaus, ... Wo arbeitet man am sichersten?

EM: Grundlegende Sicherheit bieten Laufhäuser, Bordelle, etc. gegenüber dem Straßenstrich oder Hausbesuchen. Das Zimmer ist mehr oder weniger beheizt, es gibt ein ordentliches Bett und Laken, die regelmäßig gewechselt und gewaschen werden. Security und Alarmknopf bieten subjektive Vorteile. Zumindest dort wo ich war.

Vereinfacht kann man sagen: Durch ein Laufhaus geht der Kunde durch und sucht sich dann die Sexarbeiterin aus, die gerade frei ist und die ihm gefällt. Von diesem durch die Gänge laufen kommt auch der Begriff Laufhaus. Ein Bordell oder Studio hat oft einen eigenen Barbereich, in dem

die Sexarbeiter*innen um die Kunden werben und auch die Preise sind im Bordell meist zentral vorgegeben.

Welche Leistung verkauft ihr als Sexarbeiter*innen?

B: Eigentlich alles, wofür eine Einwilligung zu Stande kommt. Die persönliche Sicherheit und Gesundheit stehen immer im Vordergrund. Viele Menschen, auch ich, bieten Leistungen an, die keinerlei physischen Kontakt erfordern, wie bspw. auf »OnlyFans« (Videos, Fotos, Chats, personalisierte Nachrichten) oder sie verschicken Produkte bzw. gebrauchte Gegenstände per Post.

EM: In der Full Service Sexarbeit, also da wo ich Kunden in real treffe, ist es meistens so der übliche Sex, den eins auch von zuhause kennt. Auch Blowjobs sind dabei, aber alles mit Kondom. Für Extras wie Anal oder Kinks verlange ich einen Aufpreis. Und ja, auch das häufig von Sexarbeitsgegner*innen zitierte deepthroat (»tiefe Kehle«) ist ein Extra!

Wie kommt – im Unterschied zu privaten Intimkontakten – so ein »Sexkauf« zu Stande?

B: Bei privatem Austausch wird vielleicht mehr verhandelt, bei Sexarbeit besteht zu Beginn ein klares Angebot und der Kunde schaut, ob er bereit ist, entsprechend dafür zu bezahlen und sich auch einzubringen.

Wie würdet ihr den typischen Kunden beschreiben? Ihr verwendet fast ausschließlich die männliche Form ...?

EM: Der typische Kunde, hm, den gibt es eigentlich eh nicht. Viele, die das erste Mal ins Laufhaus kommen, sind ziemlich nervös. Manche laufen überhaupt nur ein paar Mal den Gang auf und ab ohne eine von uns anzusprechen und sind plötzlich wieder weg. Was eher regelmäßig vorkommt, sind Kunden, die den Preis nach unten verhandeln wollen und behaupten »Bei der anderen bekomme ich es um so und so viel!«. Darum finde ich auch ein Bordell mit Barbetrieb besser, da sich hier die Anwerbung für den Kunden angenehmer gestaltet.

B: Manche meiner Kunden verhalten sich ähnlich wie in ihrem Online-Auftritt, andere sind wiederum vollkommen anders und zurückhaltend. Die meisten wissen bei mir allerdings schon was sie wollen und auch was sie dürfen.

Wer will mich denn auch verlieren durch ungunstigen Druck?

lachend

EM: Und ja, wenn ich von meiner Zeit im Laufhaus oder Ähnlichem spreche, dann rede ich hier im Interview absichtlich von Kunden anstatt von Kund*innen. Meine Erfahrung ist, dass oft nur cis Männer ins Laufhaus bzw. Bordell kommen. Das hängt wohl mit dem typischen Vorurteil zusammen, dass Sexarbeit bloß was für männliche Kunden wäre und dass es nur weibliche Sexarbeiterinnen gäbe. Das Gleiche gilt für Betreiber.

Aus solchen Vorurteilen falle ich aber mittlerweile heraus. Ich mache als offen nicht-binäre Sexarbeiter*in die Hausbesuche für queers&crips (Anm.: crips wird hier als selbst reclaimte Bezeichnung für behinderte Personen verwendet). Mein Kund*innenstamm ist nun viel diverser.

Das mit dem Angebot klingt sehr formell. Ist das etwas, dass die Kunden im Allgemeinen einhalten? Sind Kunden, die ihre Wünsche durchsetzen wollen, ein Problem?

B: Es sollte zu Beginn ja auch formell sein. Und zu den Kundenwünschen: Definitiv und je restriktiver ein Land mit den Gesetzen hinsichtlich Sexarbeit ist, desto häufiger gibt es Kunden, die denken, sie können tun, was sie wollen. Denn sie sind am längeren Hebel und befinden sich oft in einer rechtlichen Grauzone bzw. der Illegalität.

EM: Da schließe ich mich B. an. Bevor es an die heißen Sachen geht, muss es formell sein. Klar die Grenzen und Erwartungen absprechen. Was ist erlaubt, was nicht. Und selbstverständlich sollte im Vorhinein bezahlt werden. Deswegen ist die Entkriminalisierung der Sexarbeit so wichtig, damit die Sexarbeiter*innen am längeren Hebel sind und Kunden aktiver ablehnen können. Wenn ein Kunde sich einem rechtlichen Risiko aussetzt, ist der nicht mehr wirklich bereit auf etwas zu verzichten und setzt seine Wünsche möglicherweise mit Gewalt durch.

Das klingt nach ungunstigen Erfahrungen.

B: Ich habe ungunstige Erfahrungen in allen Berufsbereichen meiner Karriere (auch jenseits der Sexarbeit) wahrgenommen, wobei Sexarbeit natürlich auch gleich intimer ist. Aber wie oft ich im Einzelhandel angebrüllt wurde, kann ich gar nicht zählen. Das bleibt ja auch hängen. Nur konnte ich mich dort der Erfahrung nicht entziehen und die Kunden aussuchen konnte ich mir schon gar nicht.

Mit welchen Problemen hat man als Sexarbeiter*in seitens der Betreiber zu kämpfen?

EM: Das Problem ist vor allem, dass viele ausbeuterische Systeme in den Bordellen, Laufhäusern und Studios bestehen. Oft werden horrenden Tages- oder Wochenmieten verlangt, unabhängig davon ob überhaupt Kunden kommen. Und ich weiß ja oft nicht, ob der Betreiber entsprechend Werbung für uns macht. Er könnte mich ja in ein Zimmer setzen, Miete zahlen lassen, aber nur Werbung für die Frauen machen, die seinem Schönheitsideal entsprechen. Solange ich zahle, bleibt es mein Problem, ob Kunden kommen. Gegen diese Art der Ausbeutung müssen wir gemeinsam vorgehen.

B: Gemeinsam organisiert können wir uns selbst mehr Sicherheit

bieten. Alle Berufsbereiche können, dürfen oder sollen sich selbst organisieren. Uns werden für sichere und faire Arbeitsbedingungen immer wieder Steine in den Weg gelegt, was wieder die Illegalität befeuert. Wir brauchen für unsere Sicherheit keine Polizei, keine Sexarbeitsgegner*innen und schon gar keine Partei. Wir freuen uns über Unterstützung, Unterstützung uns unsere Berufsfreiheit zu gewährleisten. Aber wir brauchen nur Eines, wenn wir uns schützen wollen und etwas aufbauen wollen: Uns selbst.

Im Vorgespräch hab ich erfahren, dass ihr ein eigenes Laufhaus gründen wollt, stimmt das?

EM: Genau! Das ist eine Idee, die ich schon seit vielen Jahren habe. Ein feministisches und kollektiv geführtes Bordell, dessen Kosten transparent von allen Sexarbeitenden im Haus getragen werden. Eine Struktur ganz abseits der ausbeuterischen Tages-/Wochenmieten der übrigen Betreiber.

Es geht darum es besser zu machen, Entscheidungen gemeinsam zu treffen, ein Haus/Bordell/Studio, das gemeinschaftlich organisiert ist. Das uns Sicherheit bietet. Woran niemand Drittes mitverdient, außer die Sexarbeitenden im Haus.

Wenn du von Preisen sprichst, meinst du die Wochenmiete? Was kostet ein Zimmer in einem Laufhaus?

EM: Es gibt teilweise Tagesmieten von mehreren Hundert Euro bzw. 1.000 Euro die Woche. Die Mieten variieren stark von Laufhaus zu Laufhaus. Ich hatte damals Glück, das Laufhaus in dem ich 2020/2021 war, verlangte anfangs nur 50 Euro pro Tag und auch nur wenn wir Kunden hatten. Letzteres war eine Ausnahme durch die schwierige Corona-Situation. Leider kann ich dieses auch nicht mehr weiterempfehlen, da die Bedingungen schärfer wurden. Mittlerweile hat das Laufhaus wieder den Betreiber gewechselt und nun auch wegen Umbauarbeiten geschlossen.

Selbstverwaltung und geringere Zimmermieten führen dazu, dass ihr euch die Kunden besser aussuchen könnt, stimmt das?

EM: Ja! Denn wenn der Druck weg ist, überhaupt mal die exorbitante tägliche Zimmermiete zu verdienen, dann ist auch der Druck weg, zu jedem noch so schmierigen Typen ja

sagen zu müssen, um überhaupt irgendwas am Tag zu verdienen. Der klassische Betreiber möchte hingegen, dass sich die Kunden die Sexarbeiter*innen in seinem Haus aussuchen können und erhält das durch dieses ausbeuterische System aufrecht.

Worauf möchtet ihr bei der Gründung besonders achten?

B: Wir schauen, inwieweit sich auch andere Vereine miteinbringen können. Generell möchten wir natürlich einen queeren safe-space schaffen. Dazu gehört auch leider ganz viel Juristerei und wirtschaftliche Planung.

EM: Als Unternehmensform bietet sich eine Genossenschaft an, da diese im Gegensatz zum Verein für den Vorteil ihrer Mitglieder wirtschaften darf. Spannenderweise genießt diese dann auch ein sogenanntes Genossenschaftsprivileg im Kartellrecht, was unseren Mitgliedern quasi erlaubt, gemeinsam die Preise festzusetzen, ohne dass dies als Kartell gewertet wird. Soweit mal der erste Gedanke dazu, denn besonders dieser heikle Punkt muss juristisch abgeklärt werden. Wenn eins weiterdenkt, ist das eben genau eine Maßnahme, die es uns erlaubt gegen die Ausbeutung in der Sexarbeit vorzugehen. Wie eine Gewerkschaft, aber halt für uns Selbständige.

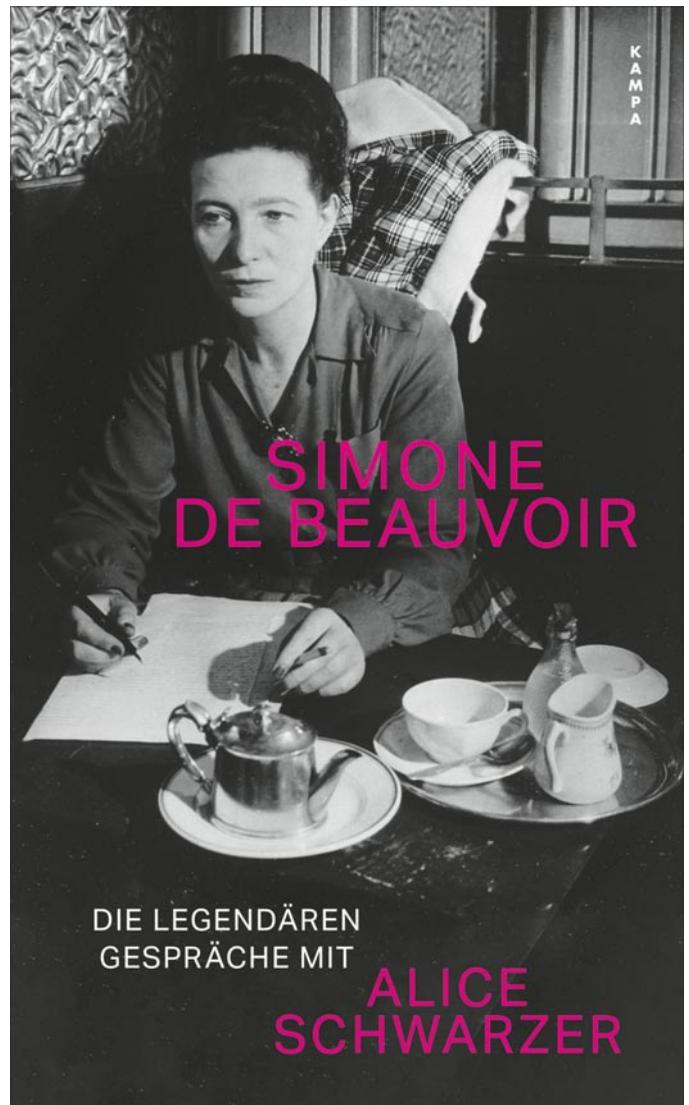
Was sind eure nächsten Schritte?

B: Wir sind noch im frühen Stadium. Wir diskutieren, wie die Genossenschaft aussehen soll, aber sind auch schon dabei erste Ansätze zu den Statuten zu bedenken. Wir möchten auch gerne einen Beratungsverein abgetrennt, jedoch assoziiert mit der Genossenschaft etablieren. Aber auch das existiert noch als Entwurf. Wichtig ist uns, dass der Beratungsverein nicht mit einer Partei oder parteinahen Organisation in Verbindung steht, sondern selbstorganisiert von queeren Sexarbeiter*innen geführt wird.

Einer unserer größeren Schritte zur Außenwahrnehmung wird jetzt die Anmeldung zur Pride in Wien sein! Wir werden schauen, ob und wie wir das Umsetzen :) Viel Energy und viele Ideen haben wir jedenfalls. |

Eine Generationenfrage oder immer noch aktuell?

Essay von Gudrun Wolfgruber-Thanel



SCHWERPUNKT Wonne, Lust und Liebe

Simone de Beauvoir: *Die legendären Gespräche mit Alice Schwarzer*, Zürich: Kampa 2022. (Erstausgabe: *Simone de Beauvoir heute*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1983)

2022 erschien die Neuauflage der erstmals 1983 publizierten *Gespräche von Alice Schwarzer mit Simone de Beauvoir* (1908–1986). Die Gespräche zwischen der damals freien Korrespondentin in Paris und der mit ihrem Buch *Das andere Geschlecht* (1949) zur Inspiration für die Zweite Frauenbewegung etablierten Autorin haben zwischen 1972 und 1982 stattgefunden. Ausgangspunkt für die Veröffentlichung stellte die »Bekehrung« der einst distanzierten Sozialistin zum engagierten Feminismus dar. Angesichts einer Ernüchterung, dass sich innerhalb des politischen Sozialismus (Realsozialismus) die Frauenfrage keineswegs mit der Klassenfrage gelöst hatte, sowie aufgrund einer Kritik an auch in den radikalsten linken Kreisen vorherrschender Ungleichbehandlung von Frauen und Männern deklarierte sich Beauvoir 1972 öffentlich als Feministin; die Interviews wurden weltweit übersetzt, mitunter als Raubdruck verbreitet.

Im Verständnis, »dass das Private auch politisch ist«, widmen sich die historischen Gespräche scheinbar nur zeitgenössischen Themen: der Positionierung der Frauenbewegung im Hinblick auf ihr Verhältnis zum Klassenkampf, der Forderung nach Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs – sie selbst hatte sich öffentlich dazu bekannt, der Infragestellung von Heterosexualität als normative sexuelle Beziehung zwischen den Geschlechtern, der Notwendigkeit von erhöhten Bildungszugängen sowie ökonomischer Unabhängigkeit von Frauen als zentrale Strategie gegen patriarchale Abhängigkeitsverhältnisse, der Forderung Haus- und Care-Arbeit aus den erniedrigenden Bedingungen ihrer Ausübung und ihrer Isolation zu befreien sowie der Idealisierung von Mutterschaft und Mütterlichkeit. Wenngleich sich Beauvoir vor allem gegen die Umstände unter denen Muttersein stattfindet wandte, so erscheint mir im Hinblick auf Frauen, die Kinder geboren und großgezogen haben, Beauvoirs gnadenlose Verurteilung von Mutterschaft als »böse Falle«, der sie sich verbal geradezu mit Abscheu gegenüber positioniert, problematisch. Hinter Aussagen, dass ein Kind zu bekommen lediglich als narzisstischer Akt, ein Versuch der Einsamkeit zu entkommen, ein Kind als »Notstopfen, der die Leere füllen soll«, zu verstehen sei, lugt m. E. neben einer theoretisch radikalen Infragestellung der gesellschaftlich normierten Mutterrolle auch ein Konflikt mit der eigenen Mutter hervor.

Beauvoir gab in einem der Gespräche an, ihre Analysen nicht allzu sehr auf sich selbst anzuwenden, dies sei ihr fremd. Konsequenterweise lassen sich daraus vorhandene blinde Flecken der Autorin vermuten. Blinde Flecken, Leerstellen werden im Vorwort der Neuauflage sensibel angesprochen, wie etwa die Rolle Sartres, Beauvoirs Weggefährten, als Türöffner in eine Gesellschaft, die ihr damals als Frau womöglich verschlossen gewesen wäre, sowie ihre mögliche Bisexualität. Beauvoir hatte in ihrer eigenen kurzen Einleitung hervorgehoben, der Interviewerin ganz und gar offen antworten zu können – so offen eben, als es ihr selbst damals möglich war.

Schwarzer begegnet ihrer Interviewpartnerin mit liebevollem Respekt, ihre Aussagen hinterfragend, ohne zu denunzieren. Sie sucht die Widersprüchlichkeiten/Gegensätzlichkeiten in Beauvoirs Aussagen/Texten und ihrem Leben/Erleben/Wollen sichtbar zu machen und zeichnet zugleich ein zutiefst menschliches Bild der Autorin.

Beauvoirs radikale Infragestellung traditionell hierarchischer Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern sowie die daraus resultierende Erkenntnis, »Man wird nicht als Frau geboren, man wird es«, ist heute zwar mittlerweile mehrheitlich anerkannt, aber vielfach nicht mehr als theoretischer Common Sense. Die zentrale Frage des Verhältnisses zwischen Kultur und Natur beschäftigte jedoch auch nachfolgende Generationen bis heute. In der Anerkennung einer Irreversibilität von Natur positionierte sich Beauvoir gegen ihre Funktion als bestimmendes Moment für soziale Rollenzuweisung. Die Verklärung einer spezifischen weiblichen Kultur lehnte sie aufgrund einer qua Biologismus determinierenden Funktion kategorisch ab, ebenso wie eine Unterlegenheit von Mann und Frau und umgekehrt. Es sei weder eine Leistung an sich, Frau oder Mann zu sein.

Was hatte mich damals bewogen, das Buch zu lesen? Was ist es, das mich heute wieder oder immer noch anspricht?

In der Vorweihnachtszeit des vergangenen Jahres ist mein Blick immer wieder an den »legendären Gesprächen« im Schaufenster einer Buchhandlung hängen geblieben. Nachdem ich das Buch erworben hatte, drängte es mich spontan zu meinem Bücherregal – und siehe da, ich fand ein dünnes lila Taschenbuch beinahe gleichnamigen Titels. Erstaunt über diese Tatsache dämmerte mir, bereits als sehr junge Frau, beinahe noch ein Mädchen, das Buch gekauft zu haben. Doch hatte ich es auch gelesen? Erinnern konnte ich mich nicht daran. Umso erstaunter war ich natürlich, dass es sich so verhalten haben musste, denn einige Passagen waren mit Bleistift gekennzeichnet.

Haben mich vor allem Beauvoirs biografische Werke einst so fasziniert, so standen bei meiner Begeisterung ganz sicherlich nicht Fragen um Emanzipation und Feminismus im Zentrum meines Interesses: Als zwar bereits damals historisch Interessierte konnte ich mich geradezu leidenschaftlich für die erste Frauenbewegungen (Frauenwahlrechtsbewegung) begeistern und deren Bestrebungen teilen, so erschien mir der Kampf der Zweiten Frauenbewegung äußerst suspekt. Rückblickend würde ich sagen, dass es weniger ihre Zielsetzungen

gewesen sind, sondern vielmehr die Art und Weise wie dieser Kampf geführt wurde. Die mit den diversen Aktionen und Demonstrationen verbundene Aggressivität gegen das nun »andere Geschlecht« verunsicherte und verstörte mich, nicht zuletzt auch deshalb, da ich ja beiden Elternteilen sehr zugetan war. In späteren Jahren konnte ich mich selbstverständlich mit den Inhalten identifizieren, doch blieben sie aufgrund der Tatsache, dass der Feminismus bei uns zu Hause, in der Küche, Einzug gefunden hatte, bedrohlich und zugleich ob der mittlerweile selbstverständlich gewordenen diversen rechtlichen Errungenschaften überholt. Eine aus heutiger Perspektive wohl etwas überhebliche und mit blinden Flecken behaftete Haltung. Was war es also, was mich so angezogen hat? Nachdem ich prinzipiell Schwierigkeiten habe, mich einem kollektiven Ziel/Wollen einer Bewegung, Verein etc. anzuschließen bzw. zu unterwerfen, dürfte es mein Bedürfnis gewesen sein, jenseits des bekannten offiziellen Feminismus, mir eine eigenständige, unabhängige Haltung in Bezug auf meine eigene Rolle als Mädchen und Frau sowie im Hinblick auf meine eigene erlebte Diskrepanz zwischen Rollenkonformismus und Rollenverweigerung zu entwerfen, im Sinne Beauvoirs: »Denken wird von gelebten Erfahrungen geleitet«.

Wozu sich heute noch mit Beauvoirs Gedanken und Ideen auseinandersetzen?

Neben einem immer noch häufig alltäglichen Sexismus, etwa in den Medien – sei er offen oder verdeckt –, werden aktuell die Rechte sowie Partizipationsmöglichkeiten von Frauen in zahlreichen Ländern weiterhin oder wieder verstärkt beschnitten. Im Rahmen neoliberaler Ökonomie, konservativer Politik und orthodoxer Religionsgemeinschaften können patriarchale und spaltende Strukturen wirksam bleiben: Konsequenzen sind ein beinahe weltweites eklatantes Lohngefälle zwischen Mann und Frau, erschwerte Zugänge zu Bildung bis hin zum Bildungsverbot von Mädchen und Frauen (Iran, Afghanistan) – sogar mit physischer Gewalt erzwungen, die Wiedereinführung des Verbots des Schwangerschaftsabbruchs (in einigen Bundestaaten in den USA, Polen) sowie eine steigende Zahl an Femiziden ... Die Liste ließe sich noch lange

fortsetzen. Anzumerken ist, dass diese politischen und sozialen Rückwärtstendenzen über die spezifische Verknüpfung von Geschlecht mit anderen zu sozialen Platzanweisern erhobenen Kategorien besondere Effektivität erlangen.

Eigentlich hätte dieser Beitrag bereits in der März Ausgabe der *Volksstimme* erscheinen sollen, doch angesichts meiner Skepsis spezifischen Jubiläen gegenüber, zu denen auch der Weltfrauentag zählt, habe ich mich dafür entschieden, ihn erst jetzt zu publizieren. Beauvoir hatte die Ausrufung des Internationalen Jahres der Frau von der UNO-Generalversammlung für das Jahr 1975 vehement abgelehnt.

Hat Beauvoir für viele Frauen der 1960er/70er Jahre durch ihr Werk, ihr politisch engagiertes Leben sowie ihr mit Sartre gelebtes (?) Beziehungsmodell, jenseits von ökonomischen Abhängigkeiten, basierend lediglich auf dem freien Willen, als Role Model fungiert, so kann ihr vermutlich aktuell nicht mehr die gleiche politische Stoßkraft zugeschrieben werden. Eine Lektüre der Gespräche lohnt sich jedoch allemal. Sie führen uns deutlich vor Augen – vor allem im Kontext der historischen Genese sowie der aktuellen Entwicklungen –, dass sich ein partiell erreichter Status Quo von Gleichstellungen keineswegs als Garant für dessen weitere Sicherstellung annehmen lässt, sondern Menschenrechte im Hinblick auf ökonomische und soziale Gleichstellungen auch jenseits von Geschlecht immer wieder neu zu verhandeln und zu erkämpfen sind. Angesichts dessen haben die Gespräche nichts an Aktualität eingebüßt. Sie lassen sich als Motivation verstehen, den Gedanken der Gleichheit in Bezug auf die Geschlechter (Gender) als auch im Hinblick auf bestimmende und hierarchisierende soziale Kategorien wie Klasse, Ethnizität, Religion etc. nicht aufzugeben und Beauvoirs Utopie eines von gesellschaftlichen Rollenzwängen qua Geschlecht befreiten ganzheitlichen Menschen weiterhin im Blick zu behalten. ■

Gudrun Wolfruber-Thanel ist Historikerin und Lektorin an der FH Campus Wien/Dep. Soziale Arbeit. Forschungsschwerpunkte: Geschichte von Theorie und Praxis der Sozialarbeit, insbesondere der Kinder- und Jugendwohlfahrt. Für die *Volksstimme* 3/2018 schrieb sie eine Geschichte der (weiblichen Sozialarbeit).



MEIN KÖRPER
KEINE
HÜLLE-

DAMIT MUSST
DU KLAR-
OKAY-
SEIN-

-UND MEINE
PERSÖNLICHKEIT
KEIN
WITZ

UND ICH AUCH-

mir ist heiss...

nur meine füsse

kalt



Wann ist die richtige Zeit?

Betrachtungen zur Kiki Kogelnik Ausstellung
im Kunstforum Wien von Eva Brenner

AUSSTELLUNG

Im Bank-Austria-Kunstforum Wien wird derzeit die mit an die 180 Werken bislang umfassendste Retrospektive der Künstlerin Sigrid »Kiki« Kogelnik gezeigt. Kogelnik wurde 1935 in Graz geboren und wuchs in Bleiburg auf, nach dem Studium ging sie nach Wien an die Akademie und begann hier ihre Laufbahn gemeinsam mit zumeist männlichen Avantgardisten in der Galerie St. Stephan. Früh zog es sie nach Paris und New York, wo sie sich ein neues Leben aufbaute, sie lebte daraufhin auf beiden Seiten des Atlantiks. Kogelnik ist 1997 an Krebs verstorben und hinterließ ein umfangreiches Werk, das Malerei, Skulptur, Grafik, Installationskunst, Keramik und Glasarbeiten umfasst. Sie wird oft als österreichische Vertreterin der Pop Art bezeichnet, auch wenn ihr Werk darüber hinausreicht; so war sie u. a. eine der Vorreiterinnen der internationalen Performancekunst.

Der Titel der Ausstellung »Now is the Time« wurde einem Bild aus den 70er Jahren entnommen und ist programmatisch zu sehen – einige Rezensionen legen nahe, dass nun endlich die Zeit für Kiki Kogelnik reif sei, andere behaupten, sie wäre längst angekommen und beklagen, dass sie wie andere frühe Avantgardistinnen viel zu lange totgeschwiegen worden war. Beim Gang durchs Museum drängte sich die Frage auf, ob die Kunst einer Kiki Kogelnik tatsächlich so neu und revolutionär ist, wie von der Mainstream-Kritik insinuiert. Ist sie aktueller als zeitgenössische Positionen es sein könnten?

Frühe Feministin der Kunst

Lebensgroße Porträts emanzipierter Frauen in scharfen Umrissen und knalligen Farben, die ihre Körper zur Schau stellen, weibliche Glas- und Keramikköpfe inspiriert von den Wienerwerkstätten wie der Murano-Glasbläserei oder den berühmten Hangings (Hängungen) – flache, menschliche Umrisse, ausgeschnitten aus buntem Vinyl zu Schablonen gefertigt und an Kleiderbügeln bzw. fahrbaren Kleiderständern aufgehängt, fein säuberlich neben- und übereinander zu einem farbenprächtigen Gesamtkunstwerk im dreidimensionalen Raum komponiert; der (männliche) Künstler figuriert hier als Schatten seiner selbst, enthäutet von einer Künstlerin und ausgestellt.

Häufiges Motiv ist die junge, schöne, modisch gekleidete Frau – oft im Minirock oder Hosenanzug der 70er, im knappen Bikini, mit großer Sonnenbrille oder Plateauschuhen ausgestattet –, die frech ihre Reize ausstellt und zugleich ent-individualisiert wirkt. In manchen meint man die Künstlerin selbst zu erblicken, in anderen lässt sich der autobiografische Bezug vermuten. Dort die dunkle »Power-Frau«, die das Klischee der männerfressenden Hetäre karikiert, wenn sie dem Beschauer direkt ins Auge blickt oder ihn mit Schlangen oder einem Messer bedroht. Die eigene, schwierige Position als Künstlerin und Mutter legt Kogelnik im Selbstporträt »The Painter« (1975) offen: Breitbeinig steht die dunkle Gestalt einer Frau aufrecht vor uns und hält einen großen Pinsel vor ihr Geschlecht, von dem rote Farbe tropft. Das Bild figuriert zentral im ersten Raum der Ausstellung, es schlägt den Ton an, wo sich ein humorvoll-kecker Feminismus mit Konsumkritik paart.

Lust an der Subversion

Das genuin politische Werk von Kogelnik ist durchzogen von dieser Lust an der Subversion, am Spiel mit Konventionen und dem Protest gegen tradierte Seh- und Denkmuster, der Trennung von Kunst und Leben. Oft taucht die Figur der Schere als Symbol des Haushalts und Handwerks aber auch als Mode- wie Mordswerkzeug auf, das die Frau als Waffe ergreift. Der Tod ist in Form von Totenschädeln und Skeletten genauso präsent wie u. a. das Sterben in Vietnam oder die Kubakrise. Mit erhöhter Sensibilität, politischer Beobachtungsgabe und tiefgründigem Humor tritt Kogelnik an gegen Kitsch, Kommerz und (weibliche) Rollenklischees ihrer Zeit, die von der Euphorie für die schöne neue Warenwelt des US-amerikanischen Kapitalismus gekennzeichnet war. Sie erliegt zum Teil ihrem Charme und kritisiert ihn zugleich mit prophetischer Voraussicht des Individualitätsverlustes.

»I'm not involved with Coca-Cola ... I am involved in the technical beauty of rockets people flying in space and people becoming robots. When you come here from Europe it is so fascinating ... like a dream of our time. New ideas are here, the materials are here, why not use them.«

In diesem Zitat von Kiki Kogelnik aus den 70er Jahren offenbart sich die Faszination des Neuen, die Ablehnung von Konsum, das Interesse an Technik und neuen Materialien (aus der Kunststoffindustrie), das ambivalente Verhältnis von Mensch und Maschine. Wie andere Pop Artist*innen befasste sich die Künstlerin mit der Welt der Medien, der Werbung, dem Spiel zwischen High- und Low-Art, mit Selbstinszenierungen, Institutionskritik und dem subversiven Witz der Performance Art.

Das Elend mit »neu«

Kiki Kogelnik hätte mit ihren bunten und zugleich hintergründigen Arbeiten zu ihrer eigenen Zeit mehr Aufmerksamkeit verdient. Die Schau versprüht Fröhlichkeit, Aufbruch, Experimentierfreude und Erfindungsgeist einer Künstlerin, der ihre individuellen Entdeckungen mehr galten als die ausgeklügelte Verpackung (Ver-

marktung), wie man sie heute vorfindet. Leider verraten die kurz gehaltenen Wandtexte wenig über Kogelniks feministische Zeitkritik, es fehlt die Einbettung des Werkes in die Zeit und begleitende politische Ereignisse, die auf diese Arbeiten Einfluss nahmen; hier wurde definitiv die Chance versäumt, einen Beitrag zur Diskussion über diesen wichtigen Abschnitt der Nachkriegs-Kunstgeschichte zu leisten. Ich bin sicher, die streitbare Künstlerin hätte das befürwortet. Dazu kommt die wenig inspirierte Ausstellungsgestaltung in chronologischer Anordnung nach Jahrzehnten und Werksgruppen, die sich über mehrere Räume erstreckt, wobei das Herzstück die Phase der 60er Jahre und der Pop Art bildet. Die Presseankündigung spricht vollmundig davon, wie hier das Bank Austria Kunstforum seinem Ruf gerecht würde, »künstlerischen Pionier*innen eine internationale Bühne zu bieten«. Diese Aussage entlarvt die Marktförmigkeit des Unternehmens – Kunst dient hier als Vehikel kuratorischer Profilierung und liefert soziales Kapital für das Museum.

Unbeantwortete Fragen

Faktum ist: Die westliche Kunstszene innerhalb und außerhalb der Kunst-Metropolen Paris, London, Berlin und New York schwächelt seit geraumer Zeit. Mag sein, dass sich smarte Kurator*innen deshalb vermehrt außereuropäischen Entwicklungen und der Kunst von Frauen zuwenden. Einer stagnierenden Kunst des Westens steht die unverbrauchte Kunst von rapide wachsenden Schwellen- und Entwicklungsländern gegenüber, eingeschlossen die neuen Großmächte China und Indien. Der Konflikt manifestierte sich kürzlich in der größten internationalen Ausstellung documenta in Kassel, die mit der Präsentation afrikanischer wie asiatischer, sozial-engagierter Kunstkonzepte noch nie gekannte Kontroversen auslöste. Aus dem heimischen Kontext sei die geschmacklerische Schau *The New African Portraiture. Shariat Collections* in Krems genannt, die den in Wien ausgebildeten Künstler Amoako Boafo aus Ghana als »schwarzen Egon Schiele« zu platzieren suchte.

Soll die vergessene, verdrängte, oft

unterbelichtete Kunst von Frauen in ähnlicher Weise für den profitablen Kunstmarkt positioniert werden? Das emsige Vermarkten legt diesen Schluss nahe: In einer Reihe prominenter Retrospektiven wird der Strategie der Neu- bzw. Wiederentdeckung gehuldigt, werden frühe Avantgardistinnen aus Ateliers und Archiven geholt, die zu ihrer Zeit im Schatten ihrer männlichen Begleiter und Kanon-Künstler standen. Ob Renate Bertlmann bei der Biennale in Venedig, Carolee Schneemann im Wiener Mumok, Susanne Wenger und die Frauen des Wiener Art Clubs in der Landesgalerie Krems oder Kiki Kogelnik im Kunstforum – allen von ihnen ist die kritische Auseinandersetzung mit Weiblichkeit, Identität, Körper, Ausschlussmechanismen und Widerstand gemeinsam. Es sind zeitgeistige Themen, die im Kunst-Zirkus der Identitäts- und Genderpolitiken Konjunktur haben. Da man nicht über das Soziale reden will, handelt man die ewig gleichen Fragen weiblicher, queer-, trans- und intersexualität und Körperlichkeit ab, ohne die Differenz zwischen damals und heute auszuleuchten. Die Protagonistinnen früherer feministischer Kunst sind zumeist tot, sie können sich gegen ihre Vereinnahmung nicht wehren, bieten jedoch eine Plattform zur Propagierung des vermissen revolutionären Gestus', der heute fehlt.

Wesentliche Fragen bleiben also unbeantwortet: Warum liegen zwischen den Auf- und Ausbrüchen der frühen feministischen Avantgardistinnen und 2023 ganze 50 bis 60 Jahre? Was ist in der Zwischenzeit geschehen? Wo steht die junge feministische Generation in/mit ihrer Kunst? Wie hat diese sich an ihren Vorbildern abgearbeitet? Sind wir nicht eher in einer Epoche der sozialen, politischen und künstlerischen Regression angekommen? Soll mit der emsigen Wiederentdeckung und Neubewertung der Kunst früherer Feministinnen eine Lücke geschlossen werden? Füllen die großen Vorbilder zeitgenössische Museen und Galerien, um über das Manko zeitgenössischer feministisch-revolutionärer Konzepte von Weiblichkeit, Körper, Sexualität, Tabu und Widerstand hinwegzutäuschen? **I**

Identifikationshafen der Antifa



Das Festival alternativer Chöre (FAC) ist ein Treffpunkt für lokale und internationale Chöre und findet dieses Jahr am 12. und 13. Mai zum fünften Mal in Folge in Wien statt. Organisiert wird es vom Hor 29. November. Das Publikum erwarten Workshops, Filmvorführungen und Diskussionen zum emanzipatorischen Potenzial von Arbeiter:innenliedern. Das Interview mit der Chorleiterin Jana Dolečki führte Zoe Gudović

Wer und was ist der Hor 29. November und was erwartet uns im Mai beim FAC?
JANA DOLEČKI: Ein Chor mit schier unaufhaltsamem Mitgliederwachstum, ein Ort der Inspiration sowohl für uns als auch für das Publikum. Am 12. und 13. Mai gibt es eine weitere Ausgabe des Festival of Alternative Choirs (FAC), das wir bereits zum fünften Mal veranstalten. Es wurde von Leuten des Hor 29. November initiiert, nach einer Reihe von Gastauftritten von uns bei ähnlichen Festivals. Es ist ein weiterer und zugleich einzigartiger Treffpunkt und Austausch über die Idee des gemeinsamen Singens in spezifischen, »alternativen« Kontexten. Das Festival bringt somit Chöre zusammen, die entweder in ihrer Organisation (selbstorganisierte und unabhängige Kollektive) oder in der Auswahl ihres Repertoires alternativ sind. Wir wollten immer, dass das FAC als ein Ort fungiert, an dem die lokale alternative Chorszene präsentiert wird, die in Wien wirklich imposant ist, aber gleichzeitig eher träge in Bezug auf die gegenseitige Kommunikation und den Austausch von Wissen, Ideen und Erfahrungen. Bisher hatten wir beim FAC das Vergnügen, Chöre wie KSŠSD, D'achor, Gegenstimmen, Kördolör, Stimmgewitter, Wiener Beschwerdechor, Nobelchor, Trotz-AlleDem, Habemus Koa, Im Ernst zu präsen-



tieren. Zugleich sind uns internationale Gäste sehr wichtig, weil sie neue Aspekte für das Nachdenken über Chormusik in spezifisch unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Kontexten mitbringen. Bisher hatten wir mehrere Chöre aus Slowenien (Kombinat; Zborke), Kroatien (Praksa), Serbien (Horkestar; Naša pjesma), Polen (Krawowski Chór Rewolucyjny) und Deutschland (Der Chor) zu Gast und dabei wurden Kontakte geknüpft, die bis heute bestehen. Obwohl wir dieses Jahr aufgrund fehlender finanzieller Unterstützung das Programm deutlich kürzen mussten, werden wir dem Publikum dennoch fünf Chöre präsentieren, davon zwei aus Wien (Hor 29 November und Subchor), zwei aus Berlin (Antifachor Berlin und DER KMC) sowie einen Chor aus Nancy (Le chorale des sans-nom). Wir freuen uns besonders auf die Sänger:innen aus Frankreich, denn hier ist leider sehr wenig über die unglaubliche Geschichte revolutionärer französischer Lieder bekannt, von denen viele gerade in diesen Wochen auf den Straßen gesungen werden. Deshalb werden wir kostenlose Chorworkshops anbieten, die allen offenstehen und in denen wir gemeinsam einige dieser Lieder lernen werden. Das FAC-Warm-up mit Workshops, Filmvorführungen und einer Diskussion über das emanzipatorische Potenzial von Arbeiter:innenliedern startet am 12. Mai im »Althangrund für alle« bei freiem Eintritt und beim Konzertabendprogramm – am 13. Mai im Westspace Festsaal (Alte WU) ab 20 Uhr – gilt »freie Spende«.

Wie wird das Festival in Wien wahrgenommen? Ihr habt ein sehr breites und buntes Publikum, das euch folgt. Warum ist es wichtig, in solche Initiativen und Kollektive zu investieren? Weil Vernetzung, Kommunikation, Freude und Inspiration und Intersektionalität essenziell für den Wandel und für die Entwicklung einer Gesellschaft sind?

JANA DOLEČKI: Das FAC ist in Wien sehr anerkannt, was sich am besten an der stetig steigenden Zuschauer:innenzahl ablesen lässt. Neben dem lokalen Publikum kommen sehr oft Besucher:innen aus anderen Ländern, die ähnliche Veranstaltungen in ganz Europa verfolgen, sodass wir den

internationalen Charakter des Projekts wirklich nie vermissen. Ich stimme dir zu, dass positive Energie, Vernetzung und Intersektionalität verschiedener kreativer Projekte zur Entwicklung einer Gesellschaft beitragen. Das Problem ist nur, ob die Machtstrukturen dies auch als Ziel ihrer Förderprogramme anerkennen. Was wir durch die Organisation vieler Projekte gelernt haben, ist, dass etwa das BMK/OES solche Projekte nicht unterstützt, weil das Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport nicht für Laienmusikprojekte zuständig ist.

Warum und wie entstand der Hor

29. November?

JANA DOLEČKI: Der Hor 29. November wurde offiziell am 29. November 2009 in Wien gegründet, als eine Art künstlerische Darbietung einiger weniger Personen Ex-Yu-Ursprungs unter der Leitung und durch die Idee von Alex Nikolić und Saša Miletić. Nach der Aufführung, in der sie nationalistische Phänomene innerhalb der postjugoslawischen Community in Wien kritisierten, beschloss diese erste Gruppe, sich weiterhin zu treffen und ähnliche Aktionsmethoden zu entwickeln. Nach mehreren Treffen entschieden sie sich für Musik und begannen langsam das Repertoire ihres Chores auszuwählen. Das Datum der »Geburtstags«-Aufführung ist im Namen des Chores geblieben und markiert den heute nicht mehr existierenden Tag der Republik Jugoslawien. Außerhalb des geografischen und historischen Kontextes steht dieses Datum für eine abstrakte Vorstellung von Einheit im Kampf und einen antifaschistischen Impuls, womit sich die meisten Chormitglieder identifizieren. Das wichtigste Merkmal des Chores seit seiner Gründung ist die Tatsache, dass jeder und jede im Chor singen kann, unabhängig von musikalischem Talent oder Vorkenntnissen. Das ist eigentlich die wichtigste »Regel« des Chores, denn wie kann man ein antifaschistisches Kollektiv sein und ausgrenzende Politik betreiben? Heute sind etwa 50 von uns bei Konzerten und unser Repertoire besteht aus Dutzenden von Arbeiter:innen-, Partisan:innen-, Revolutions- und feministischen Liedern in mehr als 14 Sprachen.

Was bedeutet es heute, Antifa zu sein? Wie überall auf der Welt spüren wir auch in Wien die Stärkung der Rechten. Wie widersteht der Hor 29. Novembar dieser Tendenz?

JANA DOLEČKI: Antifa zu sein bedeutet für mich nach wie vor, die unterschiedlichsten Ausgrenzungspolitiken zu erkennen, aufzudecken und dagegen vorzugehen. Für mich gehört sie zum alltäglichen Weltverständnis und sogar zur bürgerlichen Pflicht. Ehrlich gesagt kann ich den Aufstieg der Rechten in Wien nicht kommentieren, weil ich noch nicht lange genug hier lebe, um relevante Vergleiche anzustellen. Seit ich hier bin (die letzten zehn Jahre), hat es leider immer rechte Phänomene und Strömungen gegeben und der Chor hat regelmäßig darauf reagiert, sei es mit Aktionen oder mit Repertoire, etwa als unbekannte Täter:innen die Porträts von Holocaust-Opfern zerstörten, die 2019 auf der Wiener Ringstraße ausgestellt waren und der Chor ein spontanes Konzert für Menschen gab, die sich entschieden hatten, diese Porträts zu schützen.

Euer Repertoire umfasst viele jugoslawische Lieder, hauptsächlich aus der Zeit des Volksbefreiungskampfes. Wie und warum ist dieses Vermächtnis wichtig, um auch durch den Chor die postjugoslawische Community aufzubauen?

JANA DOLEČKI: Lieder aus der Zeit des jugoslawischen Volksbefreiungskampfes wurden unter den realen und historischen Bedingungen des Kampfes geschaffen und aufgeführt, haben aber dennoch ein zeitloses Potenzial, das sie immer aktuell macht. Mit anderen Worten, sie sind nicht nur historische Artefakte eines bestimmten Kampfes – so wie Antifaschismus ein gemeinsames menschliches Erbe ist, funktionieren diese Lieder außerhalb ihrer Entstehungszeit. In unserem Chor werden diese Lieder von allen gleichermaßen geliebt und geschätzt, unabhängig davon, ob sie persönliche Verbindungen zu den postjugoslawischen Regionen haben oder nicht. Natürlich ist dieser Teil unseres Repertoires eine Art »Identifikationshafen« für diejenigen, die tatsächlich in Wien leben, jenseits der aufgezwungenen postjugoslawischen nationalen Strukturen. In Wien gibt es jedoch

Zoe Gudović ist eine lesbische Künstlerin, Feministin, Aktivistin, Kulturmanagerin und -organisatorin. Sie kommt aus Belgrad, Jugoslawien, und lebt seit Oktober 2021 in Wien. Seit Juni 2022 läuft die wöchentliche Radioshow Ženergija auf Orange 94.0 (cba.fro.at/562181)

In der *Volksstimme* 04/2023 veröffentlichte Zoe Gudović das Interview mit den Leiter:innen der Kunsthalle Wien dem Kuratorinnenkollektiv WHW unter dem Titel: What, How & for Whom – zu kommunistisch für Wien?

verschiedene Orte, an denen es möglich ist, »Jugoslawismus« zu leben: Clubs, in denen jugoslawische Musik gehört wird, Orte, an denen sich Menschen aus verschiedenen postjugoslawischen Ländern treffen und aufhalten usw. Das Besondere am Chor ist jedoch die Tatsache, dass wir Jugoslawien und sein Erbe nicht durch das Prisma der Nostalgie betrachten, sondern uns und unser Publikum ständig daran erinnern, wie möglich und notwendig dieses Projekt hier und heute ist.

Wie können Menschen den Hor 29. Novembar unterstützen?

JANA DOLEČKI: Unsere absolute Lieblingsform der Unterstützung: Kommt zu unseren Konzerten und Events!

Wo siehst du die Zukunft des Hor 29. Novembar und des Festivals?

JANA DOLEČKI: Ich möchte, dass der Chor seine grundsätzlich funktionierende Politik beibehält und das Festival der alternativen Chöre sich die strukturelle Unterstützung sichert, die es verdient. Ich wünsche mir, dass es wochenlang dauert und die Jubiläumsausgabe des FAC vor dem Rathaus stattfindet. Oder im Stadion.

Gibt es am Ende noch etwas, das du für das Magazin *Volksstimme* hinzufügen möchtest?

JANA DOLEČKI: Viel, aber aus Zeit- und Platzmangel nur ein großes Dankeschön für alles, was ihr tut! ■

Jana Dolečki (Zagreb, 1979) ist Theaterwissenschaftlerin, Kulturproduzentin und Chorleiterin mit aktueller Adresse in Wien. Journalismus Studium in Zagreb, Master in Theaterwissenschaft in Straßburg, promovierte 2021 zum Thema »Inszenierung der Nation im Kriegstheater: Kroatien (1991–1995)« an der Theaterwissenschaft in Wien. Mitbegründerin des Vereins BLOCKFREI und des Literaturfestivals »ŠUŠUR!«. Seit 2013 Leitung des Wiener Hor 29. Novembar und des Kinderchors im Kulturzentrum Brunnenpassage. Mehrere Projekte wie »Langer Weg der Gastarbeit« (WienWoche 2016), »Manifest der idealen Arbeit« (WienWoche 2017), »E bistarde International Roma Theatre Festival« (2022), etc. Sie lehrt gelegentlich am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien und veröffentlicht regelmäßig wissenschaftliche Artikel.



Erweiterter Familienausflug ins Kino

Gemeinsam mit der WG des Sohnes ins Kino gehen und sich *Feminism WTF* anschauen, das war eine gute Idee und eine bereichernde Erfahrung. Von **Leonore Beranek**

Wir hatten uns verabredet, mein Mann und ich, beide Mitte 50 und mein Sohn mit seinen Mitbewohnerinnen, alle Mitte 20. Wir wollten wissen, wie der Film auf uns wirkt, welche Unterschiede wir sehen und wie sich die verschiedenen Zugänge zum Feminismus aus den jeweiligen Perspektiven für uns ausdrücken. Bewusst haben wir im Vorfeld keine Kritiken und Beschreibungen gelesen, um nur den Film auf uns wirken zu lassen.

Eingangs sei festgehalten, es ist ein guter und sehenswerter Film. Trotz einer hohen Dichte an gesprochenem Text, der manche von uns an eine »zu lange Vorlesung« erinnerte, haben Katharina Mückstein und ihr Team eine Art der Umsetzung gefunden, die dranbleiben lässt. Das Durchbrechen der Interviews mit Experimenten, Performance und Tanz, das Setting, in denen die Gespräche stattfinden, die Musik, das alles führt zu einem angenehmen, wohltuenden Kinoerlebnis, dem auch die niedrigen Temperaturen im Saal nichts anhaben konnten. In einer Vielfalt von Ansätzen, Konzepten und Theorien wird Feminismus dokumentarisch verhandelt. Wer im Diskurs ist, kann gut folgen, auch wenn nicht alles hängen bleiben kann, bei den vielen Aspekten, die unter einen Hut gebracht werden wollen.

Binarität muss überwunden werden, ist eine zentrale Aussage. Schön und erfrischend wird die Absurdität dieses Konzepts, auf dem unsere gesellschaftliche Ordnung beruht, dargestellt. Doch gerade diese Überwindung ist, wie wir in unserer anschließenden Diskussion feststellen mussten, gar nicht so einfach. Denn die Auseinandersetzung um Queerfeminismus auf der einen Seite und die Kämpfe der Frauen um Selbstbestimmung und Selbstdefinition auf der anderen Seite drohen manchmal tiefe Gräben zu reißen, die wir doch so gar nicht brauchen können. Es ist nicht nur, aber auch eine Generationenfrage. Wie so oft im Feminismus. Der Film schlägt hier eine Brücke, verbindet beides ganz unaufdringlich. Manche von uns fanden das gut, anderen war es zu wenig. Ihnen fehlte die Perspektive von nicht-binären Personen.

Die Funktion soziale Ungleichheit und Mehrfachdiskriminierung werden ausgeführt, Intersektionalität und Klasse als Konzepte erklärt, die Verschränkung von Kapitalismus, Sexismus und Rassismus stark betont. Auf der ideellen Ebene war hier kein Widerspruch zwischen uns, es stellte sich jedoch für einige die

Frage, wie dies in konkreten Kämpfen funktioniert und ob es hier nicht doch eine Hierarchisierung braucht. Andere wiesen dies vehement zurück. Der Film gibt darauf keine Antwort, keine Hinweise oder Anleitungen, das ist auch nicht der Anspruch seiner Macherinnen. Er zeigt jedoch deutlich verschiedene Formen von Privilegien und deren Wirkung, die auch in unseren Debatten immer mitzudenken sind. Interessant fanden wir dann in der Reflektion, dass als Titel nur Professuren ausgewiesen wurden, also jene akademischen Positionen, auf die berufen wird.

Ein Verdienst des Films ist es, dass er die unterschiedlichen Diskurse und ihre spezifischen Sprachen in großer Selbstverständlichkeit nebeneinanderstellt. So wird ebenso verhandelt, warum sich Binarität derart hartnäckig hält, wie ein Experiment die eigenen tief eingeschriebenen Geschlechterbilder herausfordert. Vertreter*innen unterschiedlicher feministischer und queerer Schwerpunktsetzungen – von Postkolonialismus bis zur sozialen Ungleichheit in westeuropäischen Arbeitsgesellschaften – erklären leidenschaftlich und engagiert komplexe Zusammenhänge, zeigen auf und reflektieren. Die Einladung zum Weiterdiskutieren zieht sich sowohl durch die Texte als auch durch Tanz- und Performance-Sequenzen.

Katharina Mückstein hat sich für die Expert*innen-Perspektive entschieden. Damit wird vermittelt, dass sich Feminismus zu einem gewissen Grad akademisch verortet. Und auch wenn die Sprache verständlich ist, braucht es einen Einblick in den Diskurs, um folgen zu können. Auf eine Darstellung von Kontroversen der verschiedenen Formen von Feminismus wird weitgehend verzichtet. Ebenso werden politische Kämpfe – aktuelle wie historische – ausgeklammert. Aktivist*innen und Träger*innen dieser Kämpfe haben keinen Raum. Selbst wenn davon ausgegangen werden kann, dass die Interviewten eine aktivistische Seite haben, verbleiben sie bewusst in ihren Expert*innen-Rollen. Ein wenig stellte sich bei uns die Frage nach der Zielgruppe. So befruchtend der Überblick über die breiten Ideen im Feminismus auch ist, hätten wir uns in manchen Fragen Vertiefung gewünscht. Alle an anderen Stellen. Damit

Nachdem der Frage des Warums nachgegangen wird, die Frage des »was sich ändern muss« angeschnitten wird, bleibt bei der Frage des »Wie« eine Leerstelle

ist auch schon zum Ausdruck gebracht, dass dieser Anspruch nur schwer bis gar nicht in einer solch weitgefassten Dokumentation umsetzbar wäre.

Die Ansätze der Niederschwelligkeit in zwei dargestellten Experimenten haben wir ganz unterschiedlich erlebt. Während manche von uns diese Sequenzen als sehr anschaulich und exemplarisch empfanden, hatten anderen mehr das Gefühl, die Aussagen bleiben in der Luft hängen und die Protagonist*innen dieser Experimente werden vorgeführt. Bei aller Betonung und Darstellung von Diversität und Körperlichkeit fällt in der Bildsprache das Fehlen z. B. von Menschen mit Behinderungen auf. Ob die Darstellung von gewalttätigen Männern bewusst in Form von dunkelhaarigen, Hoody tragenden Jugendlichen umgesetzt wurde, mit allem, was angesichts der rassistischen Polemik der österreichischen Politik und des Boulevards damit transportiert wird, bleibt offen. Aber vielleicht ist es auch Absicht gewesen und will uns dazu anregen, unsere Assoziationen zu hinterfragen. Manches war für uns nicht ganz nachvollziehbar. So stellt sich die Frage, warum Homosexualität in einer Dokumentation über Feminismus männlich verhandelt wird. Wer die Kämpfe der 2000er-Jahre rund um »Andersrum« oder in Homosexuelleninitiativen miterlebt hat, könnte hier irritiert sein.

Manches hat uns gefehlt. Nachdem der Frage des Warums nachgegangen wird, die Frage des »was sich ändern muss« angeschnitten wird, bleibt bei der Frage des »Wie« eine Leerstelle. Auch das ist keine Kritik an der Umsetzung des filmischen Konzepts, sondern eher eine Aufforderung an uns alle, hier weiterzudenken. Gegen Ende wird es pessimistisch und desillusionierend. Zukunftsvision werden wenig entwickelt und die Frage nach dem Zustand in 100 Jahren eher zurückhaltend beantwortet. Hoffentlich kommen wir weiter als von der akademischen Sichtweise angenommen, hoffentlich entwickeln wir genug Fantasie und Kraft, zumindest manche aufgezeigten Notwendigkeiten der Veränderung zu erkämpfen.

Als Fazit bleibt zu sagen: Dieser Film lohnt einen Kinobesuch, er ist wichtig und gut gemacht, angenehm anzuschauen und regt an. Wir wünschen uns mehr Filme über Feminismus, solche, kontroverse, fantasievolle und kämpferische. ■

Der österreichische Schriftsteller Erwin Riess ist am 25. März nach kurzem Krankenhausaufenthalt ganz plötzlich im Alter von 65 Jahren verstorben. Mit ihm verlieren wir einen guten Freund, Genossen, Künstler und Aktivisten der Behindertenbewegung – einen der letzten aufrechten 68er-Linken, einen Standhaften, dem Eitelkeit und Zynismus fremd waren. Er war und blieb einer der pointiertesten Vertreter politischer Kunst; selbst zu Zeiten kulturpolitischer Regression, als manch andere Wegbegleiter ihr Fähnchen in den Wind hängten, profilierte er sich als wirkmächtiger politischer Aktivist. Ein »Linkes Wort« am *Volksstimmefest* ohne Erwin, daran werden wir uns erst gewöhnen müssen.

Geboren 1957 in Wien verbrachte Erwin Riess die Schulzeit in Krems, Niederösterreich und studierte danach an der Universität Wien Politik- und Theaterwissenschaft. Ab 1994 arbeitete er als freier Schriftsteller und engagierte sich für die Anliegen behinderter Menschen – er selbst saß seit einer Rückenmarks-Operation in den 80er Jahren im Rollstuhl. Von 1984 bis 1994 war er wissenschaftlicher Referent für behindertengerechtes Bauen im österreichischen Wirtschaftsministerium, 1998, 2000 und 2002 Gastprofessor für Integrationspädagogik an der Uni Klagenfurt. Seit 2007 lebte er in Wien und Kärnten, wo er bei der Nationalratswahl 2017 für die KPÖ Plus kandidierte.

Riess hielt, allen Widrigkeiten zum Trotz, kompromisslos an den Perspektiven einer sozialistischen Alternative fest, sein Zweckoptimismus war getragen von einer messerscharfen Beobachtungsgabe, beißender Ironie und eiskalter Kapitalismuskritik, die sich in seinen Werken niederschlug. Mit seinen unvergleichlichen Groll-Kriminalromanen – seit 1996 erschienen neun Stück – schaffte es Riess, Verwerfungen im politischen System ans Tageslicht zu zerren, für die andere, ganz sicher jede*r Journalist*in, ins Gefängnis wandern würde. Verschmitzt

lächelnd verschanzte sich der mit Brecht aufgewachsene Sprachkünstler hinter seinen genialen literarischen Erfindungen wie jener des schelmischen Rollstuhlfahrers und Schiffsfanatikers »Groll«, der sich mit Witz, Humor und windigen Geschäften durchs Leben schlägt. In jeweils neuen Episoden auf den Spuren alltäglicher Verbrechen begibt sich der grantige Groll gemeinsam mit einem »Dozenten«, Freund und Privatgelehrten, auf abwegige Recherchen ins Dickicht einer korrupten Gesellschaft. Einmal sind es dubiose Bankgeschäfte und wahnwitzige Mafia-Geschichten, dann wieder Spuren der dunklen NS-Vergangenheit im schönen Kärnten, das Milieu der osteuropäischen Pornoindustrie in Ungarn oder die russische Oligarchie in der blühenden Wachau, wo er die Werkssiedlung der Hütte Krems und das Gelände eines ehemaligen NS-Lagers aufsucht. Diese Figur des »Herrn Groll« ist nicht nur sympathisches Alter-Ego des Autors, sondern ein alternativer Volksheld, der mit Chuzpe – auch angesichts des kläglichsten Scheiterns seiner Aufträge – immer wieder souverän überlebt.

Der poetisch-lakonische Ton des Erwin Riess ist unverwechselbar im zeitgenössischen Literaturkanon, treffsicher in der politischen Analyse und voll hintersinnigem Witz, im ätzenden Sarkasmus sich manchmal steigernd zu einer Generalabrechnung mit der bürgerlichen Gesellschaft, die ihn umgab. Über die Jahrzehnte ist aus seinen unverrückbaren Überzeugungen ein vielfältiges schriftstellerisches Werk entsprungen, das – stets inspiriert von realen Gegebenheiten und begleitet von umfangreichen Recherchen – neben den großen Romanen zahllose Essays, Theaterstücke, Beiträge in Anthologien und Artikel in linken Zeitschriften umfasst, u. a. für die *Volksstimme*, für *konkret* und die *junge Welt*, in der er unter dem Titel »Korrespondent Groll« aus Österreich berichtete. Zu seinen letzten Veröffentlichungen zählt *Herr Groll und die Wölfe von Salzburg* (2021), der neunte Teil der Groll-Romane. ■

Erwin Riess (1957–2023)



Der Stacheldraht ist noch da

Rede zur Gedenkveranstaltung beim ehemaligen Loibl-KZ Nord, 14. Juni 2014.

Von Erwin Riess

Am 7. Mai 1945, einen Tag vor dem offiziellen Kriegsende, überwandern die KZ-Insassen ihre Peiniger. Mehrere hundert Überlebende des KZ Loibl zogen auf der steilen Bergstraße ins Tal Richtung Ferlach. Sie ließen das Lager, in dem sie gedemütigt, ausgebeutet und mißhandelt wurden, so rasch es ging hinter sich. Die Häftlinge, die während der Sprengungen im Stollen bleiben mußten, die im Karawankenwinter bitterlich gefroren und im Sommer unter den Myriaden Mücken und der Hitze gelitten hatten, überließen das Lager sich selbst, das heißt: der Natur. Baracken für Gefangene und SS, Wirtschaftsgebäude, sechs Wachtürme, ein Appellplatz, ein zweireihiger Stacheldrahtzaun, ein Laufgraben, noch ein Stacheldrahtzaun und ein sogenanntes Krematorium, eine Grube am oberen Ende des Lagers, in der die Leichen der Ermordeten im Freien verbrannt wurden. Die Natur

nahm das Geschenk an. Dreißig Jahre später war von dem Lager nichts mehr zu sehen. Ein Jungwald verdeckte das Gelände.

Die Befreiten trugen nichts mit sich. Dennoch drückte sie schweres Gepäck: die Erinnerung an die erschossenen Kameraden, an die Gedemütigten und Verratenen, an die Kranken, die vom SS-Arzt Ramsauer ermordet wurden. Damals konnten die Befreiten sich nicht vorstellen, dass Ramsauer, der den Häftlingen Benzin ins Herz gespritzt und sie so genannten medizinischen Experimenten unterworfen hatte, nach dem Krieg eine mit mannigfachen Auszeichnungen des Landes Kärnten veredelte Karriere machen sollte. Noch im hohen Alter, fünfzig Jahre nach seinen Verbrechen, verkündete der Mann, er würde, falls die Möglichkeit bestände, gern alles noch einmal und genauso machen. Sie konnten sich auch nicht vorstellen, dass die offizielle Erinnerung an das Lager unter einem Wald, unter einem sechzigjährigen Fichtenwald, wie er hier noch auf den Fundamenten des Zivillagers zu sehen ist, verschwinden würde.

Bäcker, Fleischhauer und Gewerbetreibende aus den umliegenden Ortschaften hatten am KZ-Betrieb nicht schlecht verdient. Auch Fenster und Türen, Glas, Beschläge und Ziegel fanden für private Zwecke Verwendung. Einzig der Stacheldraht blieb zurück. Es empfiehlt sich nicht, auf der Bergwiese neben dem Appellplatz frei auszuschreiten. Unter den Gräsern und Blumen verbirgt sich der Stacheldraht des einstigen Lagers, er ist verrostet und scharf, und er ist heute um nichts weniger gefährlich als damals.

Sehr geehrte Damen und Herren! Der bedeutende englische Historiker Eric Hobsbawm - er lebte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Wien und ging dann nach England - sagte sinngemäß: Es gibt keine Vergangenheit. Was leichtfertig so genannt wird, ist ein Bestandteil der Gegenwart. Die Zeitspanne, die wir als gegenwärtig empfinden, reicht mindestens über drei Generationen. Die Gegenwart dauert also rund hundert Jahre. Und in besonderen Fällen dauert sie für immer. Es gibt in diesem

Sinne keine Vergangenheit und keine Zukunft, nur eine immerwährende Gegenwart.

Nicht nur aus diesem Grund ist es unmöglich, Vergangenheit aufzuarbeiten. Man kann Möbel aufarbeiten, man kann einen Rückstand aufarbeiten, das gelingt besser oder schlechter. Aber Vergangenheit aufzuarbeiten, ist ebenso unmöglich wie Vergangenheit zu bewältigen. Die Gewalt, die im Bewältigen steckt, führt letztlich zum Überwältigen. Was indes versucht werden kann und muss, ist aus der andauernden Gegenwart fortlaufende Fäden aufzunehmen, die Lebensfäden jener, deren Leben gewaltsam beendet wurde. Die Lebensfäden der Ermordeten mit jenen der Überlebenden zu verknüpfen, ist die einzige Möglichkeit, wie die vergangene die zukünftige Gegenwart anzuleiten vermag. Ob es sich um Verwandte oder fremde Menschen handelt, ist nicht von Belang. Wichtig ist, dass Lebensfäden der Ermordeten mit den Lebenden verknüpft werden, dass die Generation der Großeltern mit der der Enkel in Beziehung tritt. Für diesen Zweck braucht es regelmäßige Veranstaltungen, in denen die Menschen sich ihrer Stellung in der Gegenwart bewusst werden.

Das Absinken historischer Ereignisse ins Vergessen, das Überwuchern einmal verstandener Zusammenhänge durch den medialen Desinformationsmüll, können durch Elemente der Erinnerungskultur verhindert werden. Gedenkveranstaltungen dienen als Korsettstangen des Bewusstseins, sie verbinden die zeitliche mit der kognitiven Ebene, Trauer und Wut und Empörung mit einem tieferen Verständnis jener Mechanismen, die Gesellschaften überleben oder in Barbarei abgleiten lassen.

Ein Ende faschistischer Parteien und Ideologien ist nicht absehbar. Der Boden, auf dies tödliche Kraut wächst, steht in vollem Saft, an Dünger mangelt es nicht. Wir kennen die Ursachen in Ökonomie und Geschichte.

Faschistische Bewegungen haben einen Hauptzweck, die Zurichtung und Disziplinierung der Menschen im Sinne der Herrschenden. Die Menschen werden angehalten, auf Sündenböcke einzuschlagen, und

Tag und Nacht zu konsumieren. Auf diesem Feld genießen sie alle Freiheiten. Nur eine Freiheit ist ihnen nicht gestattet. Unter keinen Umständen dürfen sie zum Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen Lage gelangen. Die digitalen Medien sorgen für Ablenkung und Verdummung, die Rechtsextremen für Verhetzung und Bedrohung.

In Zeiten der Krise werden alte Feindbilder aus dem Fundus der Geschichte geholt: Antislawismus, Antiziganismus (getarnt als »Bettlerhass«), Russenhass, Antisemitismus und ein primitiver Antikommunismus und Antisozialismus.

Dazu kommt: Was Ramsauer noch in roher Form betrieb, steht heute auf der Agenda der Gesundheitsökonomie und der von ihr beschäftigten Zuträger in Politik und Wissenschaft. Die Verschlechterung der Lebensumstände behinderter, alter und gebrechlicher Menschen hat einen Fluchtpunkt: das sogenannte Schöne Sterben, die Beendigung eines vermeintlich nicht lebenswerten Lebens. In Holland, wo einschlägige Gesetze seit Jahren in Kraft sind, fallen jährlich dreitausend Menschen der aktiven Euthanasie zum Opfer. Holländische Behindertenverbände schätzen, dass bei zwei Drittel der Euthanasierten kein Todeswunsch, wohl aber der Wunsch nach Schmerzlinderung und Zuwendung gegeben ist.

Sie mögen sagen, ich beschreibe einen Albtraum. Aber fing der tiefste Zivilisationsbruch der Neuzeit nicht auch mit einem Albtraum an? Mit der Vorstellung einer überlegenen Rasse anzugehören, einer überlegenen Nation? Mit der ungeheuerlichen Annahme, Schwäche sei ein zur Gewalttat herausforderndes Merkmal? Und sind die schlimmsten Albträume nicht jene, deren die Menschen sich gar nicht bewusst sind?

Wir reden nicht von einer fernen Zukunft, sondern von der Gegenwart. In diesem Prozess der Formierung restaurativer und menschenfeindlicher Verhältnisse stehen wir nicht am Anfang. Wir sind mittendrin. Dennoch gilt: Auch wenn die Verzweiflung vieler Menschen in und um Europa wächst, die Bedrohung durch Krieg, Verelendung und Orientierungslosigkeit alltäglich wird: Keine gesellschaftliche Entwicklung ist unumkehrbar. Aller-

dings braucht es für den Kampf gegen die Kräfte der Finsternis ein paar Voraussetzungen. Zu den wichtigsten zählen. Mut und ein langer Atem. Stellvertretend für viele sei der damalige Zivilarbeiter und Widerstandsaktivist Janko Tišler erwähnt. Er war mutig und er hatte einen langen Atem. Zu den Voraussetzungen zählt ferner das unmissverständliche Auftreten gegen rechtsextreme Strömungen und Gruppierungen. Der Irrglaube, es genüge, mit diesen Leuten zu reden, so ließen sie sich von der Schändlichkeit ihres Denkens und Handelns überzeugen, hält sich hartnäckig. Tatsächlich ist es doch so: Reicht man Faschisten die Hand, geht man mit einem Stumpf davon.

Wir brauchen Orte, an denen wir uns ohne Furcht und ohne Einschränkung mit unseren Angelegenheiten befassen können. Wir brauchen einen Hafen, wo wir vor Sturm und Wetter geschützt anlegen und Proviant und Zuversicht für den weiteren Weg aufnehmen können. Wir brauchen Häfen der unzerstörten Menschlichkeit

Schließlich sei noch eine Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenleben erwähnt: Wir brauchen Orte, an denen wir uns ohne Furcht und ohne Einschränkung mit unseren Angelegenheiten befassen können. Wir brauchen einen Hafen, wo wir vor Sturm und Wetter geschützt anlegen und Proviant und Zuversicht für den weiteren Weg aufnehmen können. Wir brauchen Häfen der unzerstörten Menschlichkeit. Diese Gedenkstätte ist ein solcher Hafen.

Der Stacheldraht ist noch da. Wir haben keine Verwendung für ihn. Wir sind verpflichtet, alles zu tun, dass das so bleibt.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. |

Quelle: Peter Gstettner und Erwin Riess: Loibl-Saga, Kitab-Verlag 2015, Klagenfurt/Celovec, S. 6–12.

Echt war eine deutsche Teenieband in den Neunzigern, produziert von Franz Plasa (der auch Produzent von Rio Reiser war). Ihre auffälligste Aufnahme war wahrscheinlich die Coverversion des Reiser Klassikers »Junimond«, die für den Teeniefilm Crazy eingespielt wurde. Auffällig ist diese Aufnahme, weil sie leer ist. Es fehlen nicht nur Rios Emotionen sondern – vielleicht aus Respekt – auch jegliche Komplexität in der Gitarrenbegleitung. »Junimond« ist übrigens der damaligen Scherben-Managerin und späteren Politikerin Claudia Roth gewidmet und war eine Art Abschiedsgeschenk des Komponisten Martin Paul.

»Junimond«...

...ist ein gutes Beispiel für schöne Abschluss-Lieder. Ein anderes Lied von Echt stellt eher ein sehr gebräuchliches Negativ-Beispiel dar. Text und Musik von »Du trägst keine Liebe in dir« kommen aus der Feder von Michel van Dyke. Der Text beschreibt ein Aufeinandertreffen zweier Ex-Partner*innen. Der Interpret gibt – ähnlich wie in »Junimond« – an, sehr gut über das Ende der Beziehung hinweg gekommen zu sein. Die andere Person wird als nervös Zigarette rauchend, promiskuitiv aber unverlässlich beschrieben. Der Sänger gibt uns zu verstehen, dass es nicht schwer war, die Person zu vergessen – weshalb wir den Grund für das Verfassen eines ganzen Textes über ebendiese Person woanders suchen müssen, wenn wir nicht falschen Männerstolz als Motiv annehmen wollen.

Justin Bieber ist es nicht wert

Tatsächlich ist »ich hab dich schon vergessen, du bist es nicht wert, dass ich an dich denke, aber ich schreib jetzt ein Lied über dich« ein wiederkehrendes Motiv in vielen Breakup-Songs. Auch Justin Bieber lässt seine Ex (man munkelt, es könnte um Selena Gomez gehen) in »Love Yourself« wissen, dass er jetzt ein Lied über sie singt,

aufnimmt und als Single veröffentlicht, weil sie ihm nichts mehr bedeutet und – das scheint auch noch wichtig zu sein – dass Justins Mama die Ex gar nicht mag, obwohl sie jeden mag. Als Fuckboy werden unter anderem solche Typen beschimpft, die versuchen, über eine Zurückweisung hinweg zu kommen, indem sie ihr Gegenüber schlecht reden. Die ursprüngliche Version von »Love Yourself« hat Ed Sheeran für Bieber geschrieben.

In »Du trägst keine Liebe in dir« geht es weiter mit »nicht für mich, oder irgendwen« und die Vermutung liegt nahe, dass es sich dabei um eine sehr subjektive Feststellung handelt. Unter dem Youtube-Video schreibt jemand namens Spliffi in einem Kommentar »Ein unglaublich egoistischer und unreflektierter Text. Jeder Mensch trägt Liebe in sich und niemand verdient es, gesagt zu bekommen, dass er niemals Liebe finden wird. Ganz besonders nicht, nur weil der Songschreiber offensichtlich verletzt ist verlassen worden zu sein und sich einbildet in einen Menschen hinein schauen zu können.« Dem ist beizupflichten.

Toxisch

Einer Person zu sagen, dass sie keine Liebe in sich trägt, ist manipulativ und kann als emotionale Erpressung beschrieben werden. In dem Text wird selbst empfundene und nicht erwiderte Liebe als Waffe gegen eine andere Person gebraucht. Das passiert leider gar nicht selten, man kann bei diesem Argumentationsverhalten durchaus von einem toxischen Mechanismus reden.

Wahrscheinlich soll die Person durch die Aussage verletzt und dafür sanktioniert werden, dass die erhoffte Liebe nicht (mehr) erwidert wurde. Aber lieblos ist nur die Art und Weise, wie Kim Frank (der Sänger von Echt) »Zweitausend Stunden hab' ich gewartet« singt. Jedoch sind weder er selbst, noch Michel van Dyke oder die besungene Person lieblos. ■

Echt, Du trägst keine Liebe in dir

Werden wir immer dümmer?

In der letzten Ausgabe der *Volksstimme* habe ich mich mit den verblüffenden technischen Fähigkeiten der künstlichen Intelligenz ChatGPT befasst. Sie ist in der Lage, auf jede Frage in mehreren Sprachen zu antworten (leider nicht immer korrekt) und stilvoll formulierte Texte zu produzieren. Aber über all dem digitalen Fortschritt dürfen wir nicht auf unsere ureigene menschliche Intelligenz vergessen.

Peter Fleissner

Menschliche versus künstliche Intelligenz

Sie ist ja die eigentliche Grundlage eines bewussten Lebens. Erst sie ermöglicht alle technischen und sozialen Innovationen im Zusammenwirken mit unserem Körper und unseren Interessen. Denn »... was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, dass er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben [...] ideell vorhanden war.« (MEW 23: 193) Eine künstliche Intelligenz ist dazu auf absehbare Zeit nicht fähig. Sie baut nicht die Zelle vorher in ihrem Kopf – sie hat schlicht keinen. Derzeit gibt es nicht einmal eine rationale Theorie des Bewusstseins.

Messbarkeit kulturabhängig

Genau genommen kann die Intelligenz als solche (ebenso wie ihr Gegenstück, die Dummheit) nicht gemessen werden, es sei denn, man sagt vorher genauer, was darunter gefasst ist. Dadurch wird aber der Intelligenzbegriff schillernd, vielschichtig und in viele verschiedene Unterarten aufgefächert.

Ein typisches Beispiel dafür zeigt sich bei der Antwort auf die Frage: »Was haben eine Krähe und ein Huhn gemeinsam?« Jemand aus der Landwirtschaft würde wahrscheinlich sagen: »Gar nichts! Ein Huhn kann man essen, eine Krähe nicht«, während die Antwort der Naturwissenschaftler*in wäre: »Beides sind Tiere.« Der Unterschied zwischen beiden liegt im unterschiedlichen Bezugsbereich. Daraus sollte nicht geschlossen werden, dass eine*r intelligenter als der*die andere wäre, sondern dass die Frage nach der Intelligenz in unterschiedlichen Bezügen verschiedene durchaus gleichberechtigte Antworten nach sich zieht.

Bei Wikipedia finden sich acht verschiedene Arten von Intelligenz, die voneinander relativ unabhängig sind: Die logisch-mathematische, die sprachliche, die räumliche, die musikalische, die kinästhetisch-körperliche, die intrapersonale, die zwischenmenschliche und die naturalistische (ein gutes Verständnis von Naturvorgängen, Pflanzen und Tieren) Intelligenz. Doch auch die Theorie dieser »multiplen Intelligenz« ist umstritten.

ten. Denn sie ist noch mehr: Auch Kreativität ist ein Teil von ihr.

Man sollte es kaum glauben, aber auch die natürliche Intelligenz verändert sich im Lauf der Zeit. Obwohl unsere genetische Ausstattung den Grundbaustein der Intelligenz darstellt, wird Intelligenz immer auch durch soziale, ökonomische, kulturelle und umweltbedingte Faktoren beeinflusst.

Intelligenz wuchs zunächst ...

Noch bis zum Ende des letzten Jahrhunderts war die Wissenschaft davon überzeugt, dass die menschliche Intelligenz laufend wächst. Dabei wurde der Intelligenzbegriff auf eine willkürliche, aber empirisch feststellbare Größe, den Intelligenzquotienten (IQ) zurechtgeschnitten. Dieser zielt eher auf formale Aspekte des Denkens ab, ob man z. B. logisch und schlussfolgernd denken kann. Soziale Intelligenz und Empathie werden kaum berücksichtigt.

Anfänge der Intelligenztests

Der erste Test wurde bereits 1905 von Alfred Binet zum Herausfinden der dümmsten Kinder in einer Sonderschule und für das Auffinden von fähigen Offizieren entwickelt. Angeblich schwache Gene sollten aussortiert werden. Binet war der eigenen Methode gegenüber noch kritisch eingestellt: Er stellte strenge Bedingungen für die Anwendung auf, die von vielen Nachfolger*innen nicht mehr befolgt wurden. Erstens: der Test sei eine Momentaufnahme, Änderungen sind möglich, zweitens: mit dem Test könnte man ausschließlich geistig behinderte Kinder erkennen, drittens sollte aufgrund der Testergebnisse kein Kind als mehr oder weniger bildungsfähig eingestuft werden. Wörtlich sagte er: »Die Skala erlaubt, ehrlich gesagt keine Messung der Intelligenz, da intellektuelle Fähigkeiten nicht addiert [...] werden können.« Später stieg aber der IQ zum allgemeinen Maß von Intelligenz auf, wodurch er jedoch nicht richtiger wurde.

Flynn-Effekt

Auf dieser Basis zeigte der neuseeländische Politologe James R. Flynn anhand von Testergebnissen aus 14 Industrienationen, dass sich der IQ bis in die 1990er Jahre hinein von Generation zu Generation erhöht hat

(Flynn-Effekt). Der IQ wuchs pro Generation um 5 bis 25 Punkte (bei einem Durchschnittswert von 100 Punkten). In weiteren Studien fand Flynn heraus, dass der Zuwachs vor allem bei nonverbalen, kulturell reduzierten Tests auftrat. Flynn zog daraus den Schluss, dass sich die Intelligenz im engen Sinn des IQ in den ersten drei Vierteln des 20. Jahrhunderts beständig erhöht habe.

Schrumpft Intelligenz nun wieder?

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts gab es jedoch immer mehr kritische Stimmen, die vom umgekehrten Flynn-Effekt sprachen. Obwohl Flynn selbst noch bis 2012 an seiner Meinung festhielt, die Intelligenz würde weiterhin wachsen, und auch 2015 eine Metastudie anhand von 219 Untersuchungen in 31 Staaten im Zeitraum von 1909 bis 2013 zeigte, dass der weltweite IQ um volle 30 Punkte gestiegen war, revidierte er selbst ab 2017 seine Aussagen und stellte ein Sinken des IQ in vielen westlichen Ländern fest. Seine Begründung: das »Verschwinden anspruchsvoller Bücher« und eine Zunahme von Computerspielen würden sich negativ auf das logische Denken auswirken. Ähnliche Ergebnisse wurden aus beinahe 400.000 online-IQ-Tests an Erwachsenen abgeleitet, die zwischen 2006 und 2018 durchgeführt wurden. Der Flynn-Effekt hatte offensichtlich seine Wirkung verloren. Die IQ-Werte waren in diesem Zeitraum unabhängig von Alter und Geschlecht gesunken, mit dem stärksten Rückgang bei Menschen zwischen 18 und 22 Jahren und bei Menschen mit niedrigem Bildungsniveau. Das sprachliche Vorstellungsvermögen, das visuelle Problemlösen und der Umgang mit numerischen Reihentests wurden deutlich schlechter. Andererseits hat sich das räumliche Vorstellungsvermögen verbessert.

Einflussfaktoren

Heute sehen wir zusätzliche Einflussfaktoren am Werk: Zunächst die große Verbreitung des Kabelfernsehens in vielen Regionen der Erde (zehn Jahre nach dessen Einführung in Norwegen waren die IQs um 1,8 Prozent gesunken), dann eine Verschlechterung des Bildungssystems, und in letzter Zeit die sozialen Medien. Die vor allem jungen Menschen werden von außen mit Informationen bombardiert, umgekehrt geben sie freiwillig

Informationen über ihre eigenen Gewohnheiten und Vorlieben preis. Die Werbung macht sich diese Daten zunutze und verschickt im Gegenzug präzise Botschaften gezielt an jene Personen, die anfällig für besondere Konsumgüter oder Dienstleistungen sind. Die Ursache dahinter ist die Erwartung gesteigerter Umsatzzahlen und eines erhöhten Gewinns.

Viele Wissenschaftler*innen, Jugendrichter*innen und leidgeprüfte Eltern internet-süchtiger Jugendlicher weisen schon seit etwa zwei Jahrzehnten auf die unerwünschten Folgen exzessiver Mediennutzung hin. Der Neurobiologe Manfred Spitzer hat die bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse zu dieser Thematik bereits 2012 in einem Buch mit dem Titel *Digitale Demenz* (Florian Rötzer formulierte diesen Begriff erstmals 2007) zusammengefasst. Demenz steht dabei nicht wie in der Altersforschung für Orientierungslosigkeit, sondern für einen Geisteszustand, in dem Wissen nicht mehr erworben oder behalten werden kann. Nach Spitzer verschwänden bislang alltägliche Verhaltensmuster und Gewohnheiten mehr und mehr. Soziale Interaktion, gesellschaftliche Partizipation und schriftsprachliche Kompetenzen würden reduziert. Fettleibigkeit und Einsamkeit verringerten das Wohlbefinden. Aggressionen würden durch gewalttätige Computerspiele verstärkt. Die Aufmerksamkeitsspanne verringere sich durch die Nutzung digitaler Medien, die Konzentrationsfähigkeit lasse nach. Da die Grundlage für Bildung und lebenslanges Lernen in der Kindheit gelegt wird, sei jede Ablenkung gerade in jungen Jahren äußerst schädlich.

Obwohl m. E. heute die »sozialen Medien« die größten Auswirkungen besitzen, gibt es auch andere wissenschaftlich nachgewiesene Ursachen für die Verringerung der Intelligenz. Eine These macht spezielle Chemikalien dafür verantwortlich. Schädliche Substanzen, so genannte »endokrine Disruptoren«, die z. B. in Kosmetika und ihren Behältern, Babyprodukten oder Flaschen und Spielzeug aus Kunststoff vorkommen, greifen über die Schilddrüse in den Hormonhaushalt ein, der die Aktivität des Gehirns regelt. Damit funktioniert die Filterwirkung des Gehirns nicht mehr so gut und Reize von außen können verstärkt das

Gehirn erreichen. So werden wir zu Sklav*innen von Außenreizen. Dadurch können wir eine uns vorgegebene Fragestellung nur noch schlecht oder gar nicht mehr lösen.

Anzeichen für den Rückgang der Intelligenz können angegeben werden: Forscher*innen erhalten für immer ältere Arbeiten den Nobelpreis, die Patente werden weniger, die explodierende Zahl an Papers enthält immer weniger wichtige Durchbrüche, die meisten bringen nur winzige Erkenntnisfortschritte. Der Hintergrund: die Konkurrenz, die nicht nur in der kapitalistischen Wirtschaft, sondern auch im Wissenschaftsbetrieb herrscht. Es gilt die Devise: »publish or perish«: Wenn du nichts publizierst, geht dein Ruf als Wissenschaftler*in baden, du wirst nicht mehr so geschätzt wie diejenigen, die produktiver sind, und du verlierst vielleicht sogar deinen Job.

Es ist der kapitalistische Missbrauch all dieser unter anderen Umständen segensreichen Errungenschaften, der auf die Intelligenz wie eine Zwangsjacke wirkt

Die durch technische oder organisatorische Veränderungen hervorgebrachten Innovationen, die im wirtschaftlichen Produktionsprozess eine wichtige Rolle spielen, verlangsamen sich. Die Konkurrenz gewinnt an Boden, was nicht nur für Kapitalist*innen negative Folgen hat.

Gegenmaßnahmen?

Die Vorschläge der Expert*innen sind eher flügelhalm und gehören in die Kategorie »no na«. Sie sagen, die Qualität der Forschung müsse gegenüber der bloßen Anzahl an Arbeiten verbessert werden, der zweite Vorschlag besteht in einer verstärkten Finanzierung langfristiger Forschung. Sie dringen meiner Meinung nach nicht zum Hauptproblem vor, das unsichtbar im Hintergrund steht: Es ist der kapitalistische Missbrauch all dieser unter anderen Umständen segensreichen Errungenschaften, der auf die Intelligenz wie eine Zwangsjacke wirkt. |



EINLADUNG

International Summit for Peace in Ukraine

Frieden mit friedlichen Mitteln

Internationaler Friedensgipfel am 10. und 11. Juni 2023
in Wien, ÖGB-Catamaran, 1020 Johann-Böhm-Platz 1

Das Ziel des Gipfels ist die Veröffentlichung der Wiener Erklärung für den Frieden, in der die politischen Akteur*innen aufgefordert werden, sich für einen Waffenstillstand und Verhandlungen in der Ukraine einzusetzen. Er wird u. a. vom Internationalen Friedensbüro (IPB), dem Weltsozialforum, Europe4Peace und anderen Organisationen veranstaltet.

Vertreter*innen der Zivilgesellschaft aus verschiedenen NATO-Ländern, Russland

und der Ukraine sollen in Vorträgen, Arbeitsgruppen, Expert*innenrunden und Dialogen zu Wort kommen, um kreative Lösungen zur Beendigung des Krieges und zur Vorbereitung von Verhandlungen zu finden.

Delegationen werden in die Hauptstädte europäischer Länder entsandt, um dort mit Regierungsvertreter*innen und internationalen Organisationen zusammenzutreffen. Im Anschluss an den Gipfel wird die Wiener Erklärung für den Frieden den Botschaften der verschiedenen NATO-Länder, Russlands und der Ukraine und den in Wien ansässigen internationalen Organisationen übergeben.

Die Teilnehmer*innen verurteilen die illegale russische Invasion in der Ukraine und fordern das Ende des Konflikts. Es ist höchste Zeit, dass die Diplomatie beginnt, der Logik des Krieges die Logik des Friedens entgegenzusetzen. Der Krieg hat verheerende Auswirkungen auf Gesellschaft, Umwelt und Infrastruktur, führt zu tausenden Toten und Verletzten, steigenden Lebensmittel- und Energiepreisen, Armut und Hunger im globalen Süden und bedroht die Welt mit einem Atomkrieg.

→ Lokale Organisationen und Unterstützer*innen: AbFaNG (Aktionsbündnis für Frieden, aktive Neutralität und Gewaltfreiheit), Institut für interkulturelle Forschung und Zusammenarbeit (IIRC), Herbert C. Kelman Institut für interaktive Konflikttransformation, ÖGB, WILPF Österreich, ATTAC Österreich, Internationaler Versöhnungsbund Österreich.

→ Kontakt:
viennaconference@ipb-office.berlin;

→ Teilnahme online:
www.peacevienna.org

Volksstimme Politik und Kultur : Zwischenrufe links

Postadresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien **E-Mail:** redaktion@volksstimme.at

Medieninhaber und Herausgeber: Verein zur Förderung der Gesellschaftskritik

ZVR: 490852425 **Redaktion:** Eva Brenner, Bärbel Danneberg, Peter Fleissner, Michael Graber, Heide Hammer, Klemens Herzog, Phili Kaufmann, Berry Maletzky, Mirko Messner, Diana Leah Mosser, Max Schlesinger, Robert Sommer, Barbara Steiner, Helga Wolfgruber **Grafik:** Walter Oberhauser; Cover: starsky party4pezy, Foto: Sascha Osaka **Autor:innen dieser Nummer:** Leonore Beranek, Franz Braun, Eva Brenner, Bärbel Danneberg, Peter Fleissner, Michael Graber, Zoe Gudović, Heide Hammer, Klemens Herzog, Danai Koltsida, Veronika Litschel, Diana Leah Mosser, Manfred Mugrauer, Stefan Ohrhallinger, Jasmin Rehrmbacher, Erwin Riess (1957–2023), starsky, Elisa Stein, Peter Weish, Karl Wimpler, Gudrun Wolfgruber-Thanel **Druck:** Druckerei Odysseus, Himberg **Volksstimme Abo-Preis** (10 Ausgaben pro Jahr): Printabo: 60 € (erm. 25 €); Digitalabo (PDF): 50 € (erm. 20 €); Solidaritätsabo (Heft + PDF): 90 €.

Volksstimme Abo-Konto: lautend auf »Verein zur Förderung der Gesellschaftskritik« **IBAN:** AT45 1400 0018 1066 5374 **Abo-Verwaltung:** abo@volksstimme.at **ISSN:** 2707-1367

10 AUSGABEN

Volksstimme

Printabo 60 € (ermäßigt 25 €)

Digitalabo (PDF) 50 € (ermäßigt 20 €)

Solidaritätsabo (Print + Digital) 90 €

→ abo@volksstimme.at

www.volksstimme.at

Bei erfolgloser Zustellung bitte Rücksendung an: Redaktion Volksstimme, Drechslergasse 42, 1140 Wien
 Preis: 6 Euro: erscheint monatlich (10 Ausgaben pro Jahr gibt es als **Printabo**: 60 € / ermäßigt 25 €, **Digitalabo (PDF)**: 50 € / ermäßigt 20 €
 und **Solidaritätsabo (Heft + PDF)**: 90 €. Es bleibt den Abonentinnen selbst überlassen, sich für das ihren finanziellen Möglichkeiten
 entsprechende Abo zu entscheiden. **E-MAIL**: abo@volksstimme.at
ABO-KONTO: BAWAG, lautend auf »Verein zur Förderung der



Spenden für die Volksstimme
 lautend auf »Verein zur Förderung
 der Gesellschaftskritik«
 IBAN: AT45 1400 0018 1066 5374
 BIC: BAWAATWW

10 AUSGABEN
Volksstimme

Printabo 60 Euro
 (ermäßigt 25 Euro)
 Digitalabo (PDF) 50 Euro
 (ermäßigt 20 Euro)

Solidaritätsabo
 (Print + Digital) 90 Euro
 → Einfach per E-Mail an
abo@volksstimme.at

